

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 17. November 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 7.

Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

Der Graf war am folgenden Tage in Hallermünde undehrte erst kurz vor Tisch nach Hause zurück. Er hatte dort endlich den längst erwarteten Boniteur vorgefunden und ihn — da der folgende Tag ein Sonntag war — mit nach Rotenhof genommen.

Der Schwäberle war ein kleines altes Männchen mit kurzgeschnittenem grauen Haupthaar, das er von Zeit zu Zeit durch eine jähe Handbewegung aufwärts streich, einer ungeheuren Habichtsnase und kleinen Auglein, die unter buschigen Augenbraunen gar klug und aufmerksam in die Welt blickten. Man schätzte den alten Mann, der schon lange im Lande war, eben so sehr um seiner Kenntnisse als um seines lebenswürdigen bescheidenen Wesens willen allgemein, und er konnte sicher sein, auf jedem Edelhof, den er betrat, stets willkommen geheißen zu werden.

Als die beiden durch den Hof fuhren, gewahrte der Graf, daß auf demselben ein Campbellsches Reitpferd hin und her geführt wurde. „Ist der alte Herr gekommen?“ rief er dem Reitknecht zu.

„Nein, der junge Herr,“ war die Antwort.

„Ah, Paul.“ Nun, der kam diesmal zur rechten Zeit. Der Graf wußte, wie sehr seine Frau an ihrem Bruder hing.

Als der Gast in sein Zimmer geführt worden war, eilte der Graf, die Geschwister aufzusuchen. Er war noch durch ein Zimmer von dem traulichen Raume getrennt, in welchem Frau Ina in gesunden Tagen einzelne liebe Gäste zu empfangen pflegte, als er eine sehr wohlklingende sonore Stimme mit ausgeprochenstem russischen Accent rufen hörte: „Was soll ich Dir sagen? Ich sage Dir, es war herrlich, wundervoll!“

Der Graf blieb unwillkürlich einen Augenblick stehen und lauschte lächelnd.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dem Baron bin, der mir den Urlaub verschaffte und wie ich voll Dankbarkeit gegen den Höchsten — natürlich — der mir Ge-

undheit verlieh und Kraft und Jugend — Jugend, Ina — Duschinka — diese herrliche Jugend — und wie ich Papa vergöttere, daß er mir das Geld gab und wie ich Mama anbete — ja wahrhaftig — tschestnoje blagorodnoje Slowo (auf adeliches Ehrentwort) anbete, daß sie auf mich verzichtete.“

„Guten Tag, Paul!“ sagte der Graf und trat ins Zimmer.

„Guten Morgen, Georg, mein lieber, lieber Georg!“ Der Baron fiel dem Grafen um den Hals und küßte ihn erst auf die Wange und dann die üblichen drei Mal auf den Mund.

Der Baron war ein sehr schöner junger Mann, sehr lang, sehr schlank, sehr blond, mit ungemein edel geschnittenen Gesichtszügen. Er trug die Interimsuniform seines Regiments.

„Nun, wie verlief die Reise?“

„Was soll ich Dir sagen? Wenn ich sage unbeschreiblich herrlich, so ist das viel zu wenig.“

„Das freut mich aufrichtig, aber bitte, nimm doch wieder Platz.“

Der Baron nahm seinen Platz neben Frau Ina wieder ein, umschlang sie und küßte sie mehrere Mal. „Ich kann Dir nicht sagen, Duschinka, wie sehr ich mich darauf gefreut habe, Dich wieder zu sehen. Nein, wie wundervoll traulich ist es bei Euch — und Dich auch, mein Lieber. Bitte um etwas Feuer.“

Der Baron hatte aus der hinteren Tasche seiner Uniform ein kleines silbernes Cigarrenetui hervorgeholt, setzte eine Cigarette in Brand und rauchte in jener schnellen hastigen Weise, wie man nur innerhalb der Grenzen des russischen Reiches raucht.

„Ich versichere Euch, es war wirklich süperbe. Wien — gut — ich bin verliebt in Wien. Ihr wißt, ich liebe Peter (Petersburg) über alles — und Paris — aber ich bin verliebt in Wien. Diese Diacres, diese Kunstschätze, diese Kirchen! Und dann die Berge! Ich bitte Euch — die Alpen! Das ist — was soll ich sagen? Das ist gefrorener Granit! Zum Bei-

spiel das Salzammergut! Nicht — erbarmt Euch — oder Hallschadt — das ist nun schon gewiß ein Reiz!"

„Ja, es ist hübsch da. Warst Du auch auf dem Schafberge?“
 „Wie denn — wie denn — Duschinka. Ich ritt in Gesellschaft von einem österreichischen Kameraden hinaus, dem Fürsten Felix Wolfenstein. Die österreichischen Kameraden waren sehr lebenswürdig — wenn man Offizier ist, findet man überall Bekanntschaft. Ich traf ihn ganz zufällig in St. Gilgen. Ich sehe, ich sehe — ein junger Mann mit Schnurrärtchen und so eine gerade Haltung und ich denke — wo habe ich ihn schon gesehen? Da kommt er auf mich zu — wahrhaftig — ganz von selbst und fragt: Ich habe die Ehre, mit dem Baron Campbell zu sprechen — und gibt mir seine Karte. Nun, natürlich, der bin ich. Also ich lese die Karte: Fürst Felix Wolfenstein. Also ich; ich bin sehr erfreut, mon prince, durch den Zufall.“

„Hattet Ihr einen schönen Sonnenaufgang?“
 „Herrlich, herrlich! Was soll ich Dir sagen? Ganz wie auf einem Bilde von — na, wie heißt er gleich — von — Calame. Ich bitte Euch — es war zum Beien! Ich zündete mir eine Cigarette an — bitte um etwas Feuer — und dachte: wie groß ist der Höchste! Man hätte einen Röhrlitzen dort hinstellen müssen auf den Schafberg! Oder eine Röhrlitzin. Was die Canaille wohl gesagt hätte? Was meinst Du, Frauen, mein Seelchen?“

„Ich meine, daß Du Dich eines recht kräftigen Ausdrucks bedienst.“

Der Baron lachte mit seinem sonoren wohlklingenden Lachen. „Was willst Du? Wir Reiteroffiziere — hier lieh der Baron die Sporen klingen — nehmen es damit nicht so genau. Nicht wahr, Georg?“

„Um — ja!“
 „Ach es ist doch herrlich“ — hier umfaßte der Baron mit beiden Armen die neben ihm Sitzenden und preßte die sich ein wenig Sträubenden an sich — „so jung zu sein und so kräftig zu sein und ein Reiteroffizier zu sein! Ach, ich bin so froh darüber, so froh!“

Der Diener meldete, daß angerichtet sei, und man ging zu Tisch. Während man sich in das Speisezimmer begab, preßte und küßte der Baron seine Schwester noch in einer Weise, daß ihr alle Glieder wehe thaten.

Der Baron wurde nun Alice vorgestellt und mit Herrn Schwäberle bekannt gemacht. Beide bekamen eine formelle Verbeugung.

In Notenhof warteten die Diener nicht auf. Sie brachten, wenn nicht gerade zahlreicher Besuch da war, die Speisen nur herein, stellten sie vor die Hausfrau auf den Tisch und entfernten sich dann, um nicht durch ihre Gegenwart die Unterhaltung zu geniren.

„Entschuldigen Sie, daß ich nicht weiter reiche,“ sagte der Baron zu dem neben ihm sitzenden Herrn Schwäberle, indem er den Teller, den ihm seine Schwester reichte, vor sich hinstellte, „allein es wäre unhöflich gegen die Hausfrau.“

Herr Schwäberle beantwortete diese Belehrung mit einem freundlichen Grinsen.

„Fräulein Heinersdorf,“ wandte der Baron sich nun an Alice, die er bisher in sehr ungenirter Weise durch sein Vorgehen angestarrt hatte, „es gibt auch eine altadelige Familie Ihres Namens.“

„Das Fräulein gehört dieser Familie an, lieber Paul,“ sagte der Graf lächelnd.

Alice erröthete über und über. „Allerdings!“ antwortete sie scharf.

Dieser fuhr zurück. „Ach so! Merci — Pardon, mein Fräulein!“

„Wann sagtest Du, kommen Papa und Mama?“ fragte die Gräfin.

„Papa und Mama, wann sie kommen? Gleich nach Tisch. Weißt Du — ich bin kaum eine Stunde bei ihnen gewesen. Es war eine wunderbar herrliche Stunde, aber ich ließ gleich jatteln, ich hatte solche Sehnsucht nach Dir. Was soll ich sagen — bis zum „ich kann nicht mehr.““

„Kamst Du über Berlin zurück?“

„Ich — nein, wahrhaftig nicht. Ich bitte Dich, was soll ich in Berlin? Berlin ist wie Moskau, das sind große Dörfer. Erbarmt Euch, was soll ich in Berlin?“

„Nun, darüber könnte Dich Dein Nachbar aufklären, Herr Schwäberle ist ein Berliner.“

Der Baron fuhr wieder zurück und betrachtete jetzt seinen Nachbar eben so erstaunt, wie vorhin Alice. In beiden Fällen geberdete er sich wie ein Naturforscher, der ganz unerwartet auf eine neue und interessante Spezies gestoßen ist.

„Ach, Sie sind ein Berliner? Pardon, mein Herr, aber ich liebe Berlin nicht. Ich liebe Petersburg, ich liebe Paris, ich liebe Wien — aber ich liebe Berlin nicht. Wissen Sie, Berlin ist nicht mein Genre. Nein, auf Ehrenwort nicht. Aber Sie — Sie sind ein Berliner und Sie können jetzt auf dem Lande leben?“

„O, gewiß. Und ich fühle mich noch dazu sehr wohl dabei.“

„Nicht möglich! Ich begreife Euch nicht, Ihr Herren. Ich versichere Euch, ich verstehe Euch nicht, Ina, Georg. Daß der arme Landbeselmann auf dem Lande lebt — gut — ich begreife das — mon dieu, c'est son métier! — aber Ihr! Erbarmt Euch! Du Ina, ich will nichts sagen, Du bist bei Hofe gewesen in Stuttgart, nun das ist nichts, das ganze Königreich Württemberg ist, glaube ich, nur ein Zehntel so groß wie das Gouvernement Kurak, aber Du, Georg! Mein Gott, das muß ja ganz fürchterlich sein hier unter dem Landadel.“

„Nun, Bräuerchen, es ist nicht so schlimm. Verlaß Dich darauf, wir Landbeselente sind gar nicht solche Buchstlepper, wie Du zu glauben scheinst.“

„Ich bitte, ich bitte, ich nehme Euch aus, versteht sich, aber diese engen Begriffe, diese Vorurtheile! Zum Beispiel, ich fuhr in der Nacht mit einem Baron Wächter zusammen. Ein ganz vernünftiger Mann, ja sogar ein ganz kluger Mann. Kennt Petersburg, Paris, Wien — London sogar. Er kommt aus Dresden. Ich frage ihn, was er dort gemacht hat. Er hat seine Söhne dorthin gebracht. Ich bitte Euch, was hat ein Russe seine Söhne ins Ausland zu bringen? Da ist das Jagentorps, da ist die Rechtsschule, wozu hat er sie nach Dresden zu bringen?“

„Er wird ihnen wohl eine deutsche Erziehung haben geben wollen.“

„Das ist es eben. Das ist eben das Vorurtheil. Und er war sonst ein ganz verständiger Mann.“

Es war die Zeit der schärfsten politischen und nationalen Gegensätze. Der Adel des Landes hatte sich mit steigendem Widerwillen durch die Regierung und eine einsichtsvolle Partei von Reform zu Reform drängen lassen und wollte nun durchaus nicht weiter; die rückläufige Bewegung der griechisch-orthodoxen Letzten, die leidige Zeitungspolemik, die Postchen Broschüren und die Adresse der livländischen Ritterschaft waren vorhergegangen. Alice hatte den Baron mit steigendem Unwillen betrachtet. Sie hatte gehofft, der Graf oder selbst die Gräfin würden gegen ihn auftreten, aber der erstere schwieg, weil er im concreten Falle wie sein Schwager dachte und die letztere, weil sie dem Bruder nicht gleich am ersten Tage widersprechen wollte.

Da ließ Alice die Galle über. „Vielleicht hat der Herr deutschen Jünglingen auch eine deutsche Erziehung geben wollen, um zu verhüten, daß sie einst fahnenflüchtig werden,“ sagte sie.

Der Baron fuhr zurück, setzte sich sein Vorgehen wieder auf und zeigte Alice ein Gesicht, auf dem deutlich „Du Unverschämte“ zu lesen stand. Er dachte das auch, begnügte sich aber mit einer Verbeugung und einem höhnischen: „Ich danke für die Belehrung.“

Auf der Stirn der Gräfin zeigte sich ein leichtes Roth. „Fräulein Heinersdorf, bitte, binden Sie doch Erna die Serviette um,“ sagte sie.

Alice waren die Thränen nah, aber sie war doch mit sich zufrieden. Der Graf kam ihr zu Hilfe. „Da hast Du es,“ sagte er zu seinem Schwager. „Wer läßt Dich auch die leidige Politik in die Familie hineinbringen. Erzähle uns lieber von Deinem Wien.“

Der Baron ging auf den Vorschlag ein, er nahm sich aber vor, der „impertinenten kleinen Person“ noch einmal den Standpunkt klar zu machen. Diese Nachpläne verhinderten ihn indessen nicht, wieder ganz der begeisterte deutsche Jüngling zu werden. Als, noch während man bei Tisch saß, eine wandernde Truppe Prager Musikanten vor dem Fenster eine Polka anstimmte, tanzte er sogar mit Ema und Eleonore und versiel dadurch auf den Gedanken, seine Schwester darum zu bitten, daß sie für übermorgen ihm zu Ehren einen kleinen Ball arrangiren möge. Frau Ina wollte anfangs nicht recht daran, fügte sich aber endlich, die Prager wurden engagirt und in aller Eile und unter vielem Scherzen und Lachen eine Liste der Einzuladenden entworfen. Die alten Campbells fanden bereits ein fait accompli vor.

Als die Campbells am Abend aufbrachen, trat Baron Paul auf Herrn Schwäberle, der sich bis dahin in seiner bescheidenen Weise mit diesem oder jenem über landwirthschaftliche Dinge unterhalten hatte, zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Wenn ich Ihnen in Petersburg irgendwie gefällig sein kann, so wenden Sie sich nur an mich.“

Der Alte blickte ihn verwundert an. „Ich danke Ihnen, Herr Baron, ich wüßte aber freilich nicht, in welcher Angelegenheit ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen könnte,“ erwiderte er.

IX.

Der Sonntagmorgen war köstlich, und der Graf schlug vor, zur Kirche zu fahren. Es war kein religiöses Bedürfniß, das ihn dazu veranlaßte, denn diese Seite seines Gemüthslebens war durch seine Erziehung und seine Lebensschicksale wenig entwickelt worden; er setzte vielmehr voraus, in der Kirche einen benachbarten Gutsbesitzer zu finden, mit dem er wegen des Ankaufs von ein paar Pferden Rücksprache nehmen wollte. Die Gräfin erklärte, wegen der Vorbereitungen für das morgende Fest zurückbleiben zu müssen; die Kinder aber und Alice begrüßten den Vorschlag mit Jubel, erstere, weil sie sich auf die Fahrt freuten, letztere, weil sie ein Bedürfniß hatte, wieder einmal einem Gottesdienst beizuwohnen. Aber auch sie hatte schon an der Fahrt ihre Freude. Der Graf futscherte selbst und ließ die vier feurigen, zu zweien vor einander gespannten Rappen tüchtig ausgreifen, ein kuhler Wind strich erfrischend über die Felder und Weiden, und aus dem Walde drang der kräftige Herzgeruch der Kiefern herüber. Dazu lehnte es sich so behaglich in dem blauschneidenden Riffen der zurückgeschlagenen Kutsche, und die freudestrahlenden Augen der kleinen Mädchen ließen den Morgen noch froher erscheinen.

Der Graf wandte sich nach dem Wagen um. „Wie bist Du doch so schön, Du weite, weite Welt!“ rief er.

Alice nickte, der Graf ließ die lange Peitsche lustig knallen.

„Fräulein Heinersdorf, sind Sie ängstlich?“

„Nein, Herr Graf.“

„Darf ich etwas Zigeuner spielen?“

Alice war sehr ängstlich, aber sie hätte das um alles in der Welt nicht verrathen. Sie nickte, die kleinen Mädchen klatschten erst in die Hände und hielten sich dann fest an die Wagenlenker. Der Graf sah sich noch einmal um und piff dann. Die Pferde griffen aus und jagten in rasendem Galopp den Weg entlang, der über ein leise gewelltes Terrain führte. Der Graf blickte von Zeit zu Zeit lächelnd nach Alice zurück, aber sie sah ihn muthig an. Sie war zu ihrer eigenen Verwunderung wirklich nicht ängstlich, es erschien ihr ganz unmöglich, daß, wenn der Graf die Fügeln führte, ein Unglück geschähe.

Als die Kirche in Sicht war, zügelte der Graf die Pferde und ließ sie zur Erholung in leichtem Trab gehen. Alice gefiel ihm mehr und mehr. „Ein allerliebtestes Mädchen!“ dachte er.

Es war ihm fast ein Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit wie ein Knabe anzutollen, und er hatte es oft genug peinlich empfunden, daß seine Frau für dergleichen Extravaganzen keinerlei Verständniß hatte. Sie hätte eine solche „Zigeunerfahrt“ nie geduldet; da war es ihm denn doppelt lieb, für solche Fälle eine Gefährtin zu haben.

Die Predigt war nicht weit her. Der Pastor, ein noch

jünger, sehr schöner Mann, sprach frei — worauf er sehr stolz war — bewegte sich aber lediglich im hergebrachten Geseise und wälzte mit großem Eifer — er schlug von Zeit zu Zeit sogar mit der Faust auf die Kanzel — die üblichen Phrasen immer wieder hin und her. Von Selbsterfahrenem, von eigenen Gedanken trat nichts zu Tage, was insofern nicht Wunder nehmen konnte, als der Pastor sein Amt wesentlich von der wirthschaftlichen Seite auffaßte. Er war eine Reihe von Jahren Hauslehrer in adligen Häusern gewesen und hatte die Manieren und Passionen des Adels angenommen, war ein leidenschaftlicher Jäger, ein muthiger Reiter und ein tüchtiger Landwirth geworden. Er wurde übrigens der formalen Seite seines Amtes vollständig gerecht und erregte nach keiner Seite hin ein Aergerniß; die Bauern waren vielmehr mit ihm sehr zufrieden, sie behaupteten, er habe „eine Stimme wie ein Stier“ — was in ihrem Munde ein hohes Lob war — „und sei ein guter Wirth“.

Als der Graf sich nach Schluß des Gottesdienstes unter den aus der Kirche Tretenden nach dem geistlichen Nachbar umschau — Alice wurde unterdessen von einigen Damen aus der Nachbarschaft freundlich angedeutet — schlug ihm jemand kräftig auf die Schulter. Er wandte sich um und erkannte seinen Onkel, einen hageren alten Herrn mit einem langen schneeweißen Schnurrbart, der als verabschiedeter Gardemajor auf einem benachbarten kleinen, aber vortrefflich bewirthschafteten Gute saß. „Guten Morgen, Oheim,“ sagte er und schüttelte dem alten Herrn die Hand, „ich hoffe, Du bist mit uns einen Teller Suppe.“

„Soll mir recht sein, Georg; aber sag doch, wer ist denn die kleine Polin, die mit Deinen Kindern hereinkam? Das ist ja ein reizendes Frauenzimmerchen! Wie kommt Ihr zu ihr?“

„Es ist unsere Gouvernante, ein Fräulein Heinersdorf.“

Der Baron schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ein allerliebtestes Kindchen, Georg, ein allerliebtestes Kindchen.“

„Nun, Du kannst Dich ja heute den ganzen Tag über an seinem Anblick erfreuen. Pardon — einen Augenblick.“

Der Graf trat auf den aus der Kirche tretenden Pastor zu. „Kommen Sie mit, Pastor, speisen Sie bei uns,“ sagte er. „Ihre Frau Gemahlin ist ja nun wohl schon über die gefährlichen Wochen hinweg.“

„Danke, Herr Graf, gern. Aber sagen Sie doch um des Himmels willen, wer ist die junge Dame, die mit Ihren kleinen Mädchen in die Kirche trat? Das ist ja ein reizendes junges Mädchen!“

„Unsere Gouvernante, ein Fräulein Heinersdorf. — Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen meinen Onkel, Herrn von Dittershagen, vorstelle. Unser lieber Freund, Herr Pastor Jong!“

Alice verbeugte sich und gerieth, während sie vor dem Wagen stand, mit den beiden Herren in ein Gespräch. Als der Graf den Nachbarn gesprochen hatte und zum Wagen zurückkehrte, fand er, daß die Gruppe sich noch um einige Herren vermehrt hatte. „Wo Honig ist, fliegen die Bienen aus und ein,“ dachte er.

„Sie sind eine Heinersdorf, mein Fräulein,“ begann der Pastor auf der Rückfahrt, „da bin ich erfreut, mich Ihnen als einen Vetter im so und so vielen Grade vorstellen zu können.“

Alice blickte ihn verwundert an. „Zuwiefern?“ fragte sie. „Meine Urgroßmutter war eine Heinersdorf,“ fuhr der Pastor fort, „Maria Agathe Anna Heinersdorf aus dem Hause Sizeln.“

Der Baron, der neben Alice saß — der Pastor sah ihr gegenüber zwischen den kleinen Mädchen — warf dem Grafen einen schalkhaften Blick zu. Dieser ließ nämlich, um sich am Gespräch betheiligen zu können, den Kutscher fahren und hatte sich halb umgewendet.

„Unser gemeinsamer Ureurgroßvater besaß nämlich Sizeln und Irbitten. Er war mit einer Barbara Blücher aus dem Hause Tischlitz vermählt.“

„Weißt Du, Georg, daß Du auch mit Fräulein Heinersdorf verwandt bist?“ fragte der Baron.

„Nein, aber ich freue mich, daß Deine Worte mir eine Aussicht auf ein solches Verhältniß zu eröffnen scheinen.“

„Gewiß, wenn der Verwandtschaftsgrad sich auch nicht ganz leicht in Worten ausdrücken läßt. Jürgen Volckerkamp nämlich, der von 1315—46 mein Kowrißchen besaß, war mit einer Meßen Heinersdorf vermählt.“

Der Graf zog den Hut. „Ich grüße Sie, Cousine!“ sagte er lachend.

Die neu entdeckten Verwandtschaftsgrade — es erwies sich, daß auch der Baron unter seinen weiblichen Ahnen eine Heinersdorf zählte — gaben nun zu zahlreichen Scherzen Veranlassung. Diese setzten sich auch noch bei Tisch fort, die Kinder griffen sie auf und Alice wurde nun von allen „liebe Cousine“ oder „Fräulein Cousine“ genannt. Nur die Gräfin betheiligte sich mit keinem Wort an diesem Scherz und bewirkte dadurch, daß Alice, welche ihr Schweigen weit früher bemerkte als die Herren, denselben äußerst peinlich empfand.

Der Pastor war aber nicht leicht von einem Thema abzubringen, bei dem Ahnen ins Spiel kamen. „Sie müssen nämlich wissen, mein Fräulein,“ sagte er, „daß meine Familie ursprünglich auch von Adel ist und zwar von uraltem Adel, wenn auch der Nachweis darüber sich nicht mehr führen läßt. Mein Vater hatte aber noch einen Brief aus dem vierzehnten Jahrhundert, einen Brief von einem meiner Ahnen. Ich habe die Urkunde selbst gesehen, sie ist aber, als das Pastorat meines Vaters in Feuer aufging, verbrannt. Diese Urkunde war von einem de Jonge op dem Hamme ausgestellt und zeigte daselbe Siegel, wie es die Op dem Hamme, die ohne Zweifel nur ein anderer Zweig unserer Familie sind, noch heute führen. Mein Vater besaß ferner ein Duzend Löffel, die mit demselben Wappen gezeichnet waren.“

Die beiden anderen Herren tauschten wieder einen verständnisvollen Blick aus und bemühten sich dann, den Pastor von seinem Lieblingssthema abzubringen. „Sie waren während der Woche in Riga, Herr Pastor, gibt es nichts Neues?“

„Das weiß ich wirklich nicht, Herr von Dittershagen; ich kann das Kränkern in den Tod nicht leiden und bin froh, wenn ich wieder fort kann.“

„Nun, nun, Herr Pastor, da leben doch auch ganz brave Leute.“

„Mag sein, Herr von Dittershagen, mag sein; aber ich liebe diese aufgeblasenen Pfefferjüde nicht.“

„Aber, Pastor, es muß doch auch Kaufleute geben.“

„Gewiß, Herr Graf, was muß es nicht alles für Leute geben! Man muß nur nicht verlangen, daß unsrerer besondere Sympathien für sie hat. In meinen Augen bleibt Schacher — Schacher, ob es sich nun um Millionen handelt oder um zwanzig Kopelen. Ein edel gearteter Mann wird sich nie dabei wohl fühlen, sein ganzes Leben hindurch nichts zu thun, als zu erwerben.“

Darüber entspann sich nun eine lebhafte Debatte. Die beiden Herren und Herr Schwäberle vertheidigten Handel und Industrie; der Pastor aber blieb dabei, daß es von einer niedrigen Gesinnung zeuge, nichts anderes zu thun, als zu erwerben.

Als die Gräfin die Tafel aufhob, empfahl sich der Pastor und fuhr nach Hause. „Er wolle seine Frau doch noch nicht so lange allein lassen,“ sagte er. Herr Schwäberle unternahm einen Spaziergang und Alice zog sich auf ihr Zimmer zurück, um den schönen Tag in der Stille in sich ausklingen zu lassen. Ihr war so unendlich wohl, sie fühlte sich in so freudig erregter Stimmung — sie wußte selbst nicht warum.

Unten saßen die drei auf der kleinen Veranda zusammen. „So sind diese Literaten,“ sagte der Baron und wickelte sich nach seiner Gewohnheit die Enden seines langen Schnurrbarts um den Zeigefinger, „so sind sie. Wenn es sich um die Erwerbung von Rechten handelt, dann sind sie die Bürgerlichen, und doch verachten sie, was den eigentlichen Bürger macht — Handel und Gewerbe — so sehr wie nur der verimpelteste Landjunker, und bietet sich ihnen auch nur ein Regen von einem Rittermantel, so greifen sie gewiß mit beiden Händen zu, sie, die doch gelegentlich so auf die hohe Trommel ihres Bürgerthums zu pochen wissen.“

„Was ist denn eigentlich an dieser Urkunde und den Löffeln daran?“ fragte die Gräfin.

„Das will ich Ihnen sagen, Cousine,“ erwiderte der Baron. „Ich habe diese ganze Jongische Adelslegende vor meinen Augen entstehen sehen. Der Vater des Pastors, mein Schulkamerad, war noch ein einfacher Jong. Er hatte von früh auf viel Interesse für Geschichte und interessirte sich daher auch für die Vergangenheit seiner Familie, was ja auch ganz in der Ordnung ist. In dieser, einer guten alten Pastorenfamilie, besaß sich unter anderen Familienstücken auch ein Duzend Löffel mit dem Wappen der Op dem Hamme. Wie die dahin gekommen waren, weiß ich nicht; wahrscheinlich hat sie irgend ein Op dem Hamme irgend einem Jong zum Geschenk gemacht. Nun spielte der Zufall meinem Jong eine Urkunde — einen Brief, glaube ich — in die Hand, der unterzeichnet war: Klaus, de Jonge op dem Hamme. Der Schreiber hatte wohl so gezeichnet, weil es damals noch einen älteren Klaus op dem Hamme gab. Diese Urkunde und die Löffel geneigten nun, um die Familie de Jonge op dem Hamme ins Leben zu rufen. Alles Auslachen half nichts, und jetzt hat der junge Pastor schon eine Familientradition für sich. Die Urkunde und die Löffel sind verbrannt; aber ein Fettschiff, das angeblich aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, in Wahrheit aber, wie ich bestimmt weiß, Anno 1837 nach einem der Löffel von Jaaksohn in Mitau geschnitten wurde, hat sich erhalten und wird forterben.“

„Wie hat denn aber eine Heinersdorf einen Jong geheiratet?“

„Beste Cousine, die Heinersdorf werden wohl damals schon eben so heruntergekommen gewesen sein wie jetzt; das junge Mädchen wird schon paffirt und in Folge dessen froh gewesen sein, wenigstens einen angesehenen Pastor heirathen zu können.“

Das Gespräch wandte sich jetzt landwirthschaftlichen Fragen zu. Die Gräfin saß still dabei und sann über einen wichtigen Entschluß nach. Sie nahm sich vor, sobald das Fest vorüber war, mit ihrem Manne ein ernstes und entscheidendes Wort zu sprechen und ihm mitzutheilen, daß sie der Heinersdorf künftigen würde. Hätte es sich nur um sie gehandelt, um ihre eifersüchtigen Ahnungen, so wäre sie zu stolz gewesen, um äußerlich auch nur eine Miene zu verziehen; die Heinersdorf war ja aber auch als Gouvernante völlig untüchtig, und sie mußte daher um ihrer Kinder willen handeln. Jeder Tag aber, der ohne Entscheidung vorüberging, machte — das erkannte die Gräfin nur zu klar — die Lösung des Verhältnisses schwieriger und peinlicher. Sie mußte handeln und zwar rasch — das war ihre Pflicht als Mutter, und neben dieser hatten alle anderen Rücksichten zu schweigen.

Die Einladung zu einem „gemüthlichen Abend mit Tanz“ hatte den Adel der Nachbarschaft in einem Umkreise von fünf Meilen alarmirt. Eine Gesellschaft in Rotenhof war Jedermann willkommen, denn es gab einmal keine lebenswürdigeren Wirthe als die Rotenhöfchen, und es gab zweitens in der ganzen Oberhauptmannschaft kein Haus, in dem auf so großem Fuße gelebt wurde. Eingeleichete Landesfinder, die an den sparsamen Gewohnheiten der Väter festhielten, schüttelten zwar zu letzterem Umfande den Kopf, waren aber doch geneigt, ihn mit dem großen Reichthum der Gräfin — der von einer Großtante mit Uebergehung ihrer Eltern ein sehr bedeutendes Vermögen testamentarisch hinterlassen war — und mit ihrer Eigenschaft als Fremde — stammte sie doch von jenseits des Stromes — zu entschuldigen. „Was wollt Ihr,“ pflegte der Herr von Dittershagen zu sagen, „bei uns sehen die Edelhöfe einfach, die Bauernhöfe aber stattlich aus, während bei jenen drüben der Edelmann im Schloß und der Bauer in der Hütte lebt. Jeder hat seine Art Stolz, und der unfrige scheint mir nicht der schlechtere zu sein.“

Am Nachmittag hielt ein Wagen nach dem anderen auf dem Hof, Gefährte jeder Art, von der direkt aus Paris oder Berlin importirten Kutsche bis zum sogenannten Jagdwagen herab. Auch die Fassassen waren sehr verschieden. Neben dem geschneigelten und gebügeltten Geden, der wenn auch nicht die Pariser Salons, so doch die Pariser Kaffees aus eigener Anschauung kannte, und dem gebildeten Großgrundbesitzer erschien



Der Dorfsprin. Gemalt von L. Knaus.

Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

der derbe Landjunker, das Gesicht voller Heidelberger oder Jenaer Narben, oder auch der Landwirth und Kraftmensch, der grundsätzlich noch ungebildeter that, als er schon war, weil er so doch wenigstens eine gewisse Rolle spielen konnte. Neben der vollendeten Frau von Welt, die irgendwo in Deutschland „bei Hofe“ vorgestellt worden war, und der ästhetisch gebildeten jungen Dame trat die derbe ländliche Hausfrau ein, „die sich den Kufat daraus machte, was man von ihr sagte“, und das liebliche Landmädchen voll natürlicher unbewusster Anmuth. Da paradierten Frack und Ballrobe neben dem bescheidenen hellgrauen Sommerbüchchen und dem lustigen Mouffelinleiden. Im allgemeinen gehörte die ersten auf das andere Ufer, die letzteren auf dieses. Im übrigen wogte alles frei und unbefangen durcheinander. Einen Unterschied des Besitzes erkannte diese Gesellschaft nicht an, nur einen Unterschied der Geburt, und in dieser Beziehung war man unter sich.

Alice war anfangs ihrer Toilette wegen in großer Sorge gewesen; aber sie entdeckte bald, daß einige der jüngeren Mädchen in dieser Beziehung eben so bescheiden ausgestattet waren wie sie, und schwamm nun lustig im Strome.

Paul Campbell war in Galauniform erschienen und erregte allgemeines Aufsehen. Die Männer verhielten sich zwar zurückhaltend; weibliche Gemüther sind aber trotz aller nationalen Antipathien dem Reiz, den eine schmutzige Uniform ausübt, immerhin zugänglich, zumal wenn diese von einem so schönen Jüngling getragen wird, wie Paul Campbell einer war. Der Baron war mit seinen Erfolgen sehr zufrieden und wurde daher immer lebenswürdiger, was sich bei ihm in der Form eines erstaunlich kindlichen Wesens äußerte. Nur eine Dame hatte keinen Blick für ihn, aber auch nicht einen einzigen, und diese Dame war — die Gouvernante seiner Schwester, jene Kleine, die ihm neulich so impertinent begegnet war. Diese Wahrnehmung verdros den Baron, denn wenn man Erfolge hat, will man sie gern vollständig haben, und die Schuldige war überdies so liebreizend, daß sie mehr als eine andere umschwärmt wurde. Der Baron nahm sich daher vor, dem jungen Mädchen irgendwie sein Mißfallen zu erkennen zu geben.

Man war allgemein der Ansicht, daß — wenn man die Hausfrau, die nicht mittanzte, ausnahm — der Preis höchster Schönheit einer jungen Witwe, einer Gräfin Märzzenroth zuzutheilen, einer majestätischen Erscheinung, die von Kraft und Gesundheit strotzte. Die Dame hatte während ihrer Ehe in den vornehmen Kreisen Petersburgs gelebt, hatte die Manieren der großen Welt und den Anstand einer Fürstin. Sie galt für unermesslich reich und für sehr lebenswürdig. In eingeweihten Kreisen glaubte man annehmen zu dürfen, daß man in ihr die künftige Baronin Campbell zu sehen habe.

Als die Musik eine Aufforderung zur Française spielte, ging der Baron auf die Gräfin zu, um sie zu engagiren, gewahrte aber zu seinem Verdruß, daß ein anderer Herr bereits an sie herangetreten war und blieb daher stehen. Er ließ seine Blicke prüfend über die jungen Mädchen schweifen und kam merkwürdigerweise und zu seinem eigenen Erstaunen auf den Gedanken, glühende Kohlen auf Alicens Haupt zu sammeln und mit ihr zu tanzen. „Ich muß diese kleine fähle Nixe doch warm machen,“ dachte er.

Alice war noch nicht engagirt. Da sich die jungen Leute so viel um sie bewegten, so hatte ein jeder geglaubt, sie habe ihren Tanz doch schon vergeben und so geschah es, daß, als der Baron sie jetzt mit einem malitösen Lächeln auf den Lippen um einen Tanz bat, sie, so leid es ihr auch that, doch nicht nein zu sagen wagte. „Was will er nur?“ dachte sie unwillig.

Der Baron trat zurück und mischte sich wieder unter die hin- und herwogenden Herren. „Herr Baron,“ rief der Herr von der Mark, der die Rolle eines *maitre de plaisir* übernommen hatte, indem er rasch an dem Baron vorüberschritt, „sind Sie noch frei?“

„Warum fragen Sie darnach?“

„Die Gräfin Märzzenroth hat noch keinen Cavalier,“ war die Antwort. „Wir glaubten alle, sie sei schon engagirt, und jetzt hat Jedermann seine Dame. Was fange ich nur an?“

„Bitte, ich bin noch frei,“ sagte der Baron, Schritt auf die Gräfin zu und bat sie um den Tanz. Die Gräfin sagte zu. Mittlerweile begannen die Paare ihre Plätze einzunehmen, und eine rasch gewonnene Freundin nach der anderen wurde von Alicens Seite weggeholt. „Wo bleibt nur der herrliche Jüngling?“ dachte sie und blickte nach der andern Seite des Saales, wo der Baron neben der Gräfin stand. Aber was war das? Da nahm er ja mit der Gräfin einen Platz ein, und zwar so, daß er Alice gerade gegenüber stand und sein *vis-à-vis* dicht vor ihr Platz nahm. Das war offenbar eine absichtliche Demüthigung.

Alice stieg das Blut heiß zum Kopf. „Der Freche!“ dachte sie, „wenn ich ein Mann wäre!“ Sie erhob sich rasch und suchte unbemerkt aus dem Saal zu kommen. Als sie die Thüre erreicht hatte, stand die Gräfin in derselben und blickte sie lächelnd an. Die Gräfin lächelte, weil sie glaubte, irgend ein unbedeutender Zwist habe Alice in solche Aufregung versetzt — der Graf hatte sich den ganzen Abend über gar nicht um Alice gekümmert, und die Gräfin empfand daher ihr gegenüber augenblicklich verhältnißmäßig ruhig — Alice aber glaubte, daß es sich um ein Komplot von Bruder und Schwester handelte und eilte tödtlich beleidigt auf ihr Zimmer. Hier schloß sie sich ein und weinte bitterlich, während die aus den offenen Fenstern des Saales hervordringenden Töne der Tanzmusik lustig zu ihr emporklangen.

Der Graf vermüthete sie zuerst. Er hatte sich nicht um sie gekümmert, weil er bemerkt hatte, wie großen Beifall sie fand und hatte sich daher ganz seinen Pflichten als Wirth gewidmet. Er tanzte mit einem älteren Mädchen, mit einem unendlich langen verwachsenen Gesicht und langen sahlgelben Locken, weil er glaubte, dasselbe würde möglicherweise keinen Tänzer finden. Als er sich nun vergeblich nach Alice umsah, ahnte er, daß sie von irgend welcher Seite her beleidigt worden sei. Er benutzte daher eine Pause zwischen den Touren, entschuldigte sich bei seiner Tänzerin und eilte auf seine Frau zu, die neben der Ausgangsthüre Platz genommen hatte. „Wo ist Fräulein Heinersdorf?“ fragte er.

„Ah!“ dachte die Gräfin, „also doch. Und der Zwist hat wohl gar zwischen den beiden stattgefunden!“ Ihr stand das Herz still vor innerer Aufregung, sie blieb aber scheinbar ganz ruhig, blickte gleichmüthig vor sich hin, als ob ihr Gemahl aus Luft wäre und sie durch ihn hindurch sähe und erwiderte kalt: „Wie soll ich das wissen, Georg. Ich bin ja nicht die Gouvernante unserer Gouvernante.“

Der Graf blickte seine Frau zornig an — seit zehn Jahren zum ersten Male — und eilte dann rasch an ihr vorüber. Er erreichte die Vorkhalle, sprang die Treppe hinauf und klopfte an Alicens Thür.

Keine Antwort.

Der Graf klopfte noch einmal, klopfte zum dritten Mal — keine Antwort. „Pardon, mein Fräulein,“ sagte er laut, „darf ich Sie für einen Augenblick sprechen?“ Es erfolgte wiederum keine Antwort. Alice hatte ihren Kopf in das Kissen des Sophas vergraben und schluchzte still in dasselbe hinein. Sie war dem Grafen unendlich dankbar für sein Kommen, sie hatte es auch mit Bestimmtheit erwartet, aber sie hätte ihm um keinen Preis öffnen mögen. Sollte sie sein eigenes Weib bei ihm verklagen? Nein, sie wollte noch morgen der Gräfin das Verhältniß aussagen, wollte fortgehen, fortgehen auch von ihm; aber er sollte durch sie keine unangenehme Stunde haben.

Der Graf wartete noch ein paar Augenblicke, versuchte die Thür zu öffnen, und stieg, als er sah, daß dieselbe vergeschlossen war, die Treppe wieder hinab. Unten begegnete ihm Lottchen. „Wo ist das gnädige Fräulein?“ fragte er.

„Das gnädige Fräulein muß auf seinem Zimmer sein,“ war die Antwort; „ich sah es vor zehn Minuten hinein gehen.“

Als der Graf an seiner Frau vorüber ging, fragte diese spöttisch: „Nun, bist Du über das Schicksal Deines Liebblings beruhigt?“

Die Gräfin fühlte sehr wohl, wie unschön, wie unedel diese Worte waren, aber sie konnte nicht anders, sie ersuchte sonst.

Der Graf blühte seine Frau finstler an, ging aber, ohne zu antworten, weiter. „Würde je ein unschuldiges liebenswürdiges Geschöpf mit unerbittlicher Abneigung behandelt!“ dachte er. „Wo ist Fräulein Heinersdorf?“ fragte man jetzt von verschiedenen Seiten. Der Graf entschuldigte Alice mit einem plötzlichen Unwohlsein.

Das Fest nahm seinen Fortgang und verlief nach Aussage aller Beteiligten glänzend. Der Wirth und die Wirthin waren liebenswürdig wie immer, aber man fand, daß sie heute ein wenig schweigsamer waren als sonst. Der Graf mußte stets daran denken, was wohl Alice begegnet sein könne und die Gräfin — die Gräfin war sehr unglücklich. (Fortf. folgt.)

Personliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Kachrunf verboten.
Gel. v. II. / VI. 70.

VI.

Mit der folgenden Darstellung betrete ich nunmehr ein Gebiet, wo ich nicht bloß gesehen und gehört habe, sondern wo es mir auch vergönnt gewesen ist, selbstthätig in die Entwicklung einzugreifen und zu den maßgebenden Persönlichkeiten in nähere persönliche Beziehungen zu treten.

Als allgemein bekannt übergehe ich dabei die fortdauernden kleinen Straßengefesse, die ziemlich unfruchtbaren Verhandlungen der sich neubildenden Klubs, die noch sporadisch stattfindenden Volksversammlungen unter den Zelten sowie an der einiamen Pappel (bekanntlich geleitet von dem Schneider Eckert, genannt der „Sprecher“, und dem Thierarzt Urban, und besucht von diversen Präsidenten) die Agonie unseres vercheidenden Vereinigten Landtags, sowie die Vorbereitungen und Agitationen zu den Wahlen mit Stillschweigen. Nach der von mir bisher gegebenen Darstellung werden alle diese Vorkommnisse und die sich darin abspiegelnde Konfusion und Opposition nicht mehr unverständlich sein.

Was hieron allein noch eine nähere Beleuchtung verdient, ist der inzwischen erfolgende Wechsel des Ministeriums, aus welchem der bisherige Ministerpräsident Graf Arnim ausscheidet und die Herren Camphausen und Hansemann, ersterer als Ministerpräsident, letzterer als Finanzminister in den Vordergrund treten.

Man glaubte dem am 2. April zusammentretenden Vereinigten Landtage und noch mehr der demnächst zu berufenden Nationalversammlung mit einem populären, in sich einigen harmonischen Ministerium gegenüberzutreten zu müssen und hielt deshalb den Grafen Arnim, auf welchem nicht allein das „Dünn des alten Regime“, sondern außerdem auch noch der „Mafel der Ausweitung der Herren Hgstein und Welder“ lastete, nicht mehr für die geeignete Person, um die konstitutionelle Aera Preußens einzuläuten.

Zugleich befand sich der Graf Arnim mit seinem Vetter, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Heinrich von Arnim, welcher nach der Tradition seine Inspiration von einer Somnambule empfangen sollte, sowohl wegen der auswärtigen Politik im allgemeinen, als auch speziell wegen der Reorganisation Polens, welchem letzterer die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen beabsichtigte, in einem tiefgehenden Konflikt, und lebte überdies in der eigenthümlichen Illusion, daß das Schwerste und Schlimmste bereits überwunden sei. Sein Programm: Der Bewegung um einen Schritt voranzugehen, hatte sich also nicht bewährt, und zwar nach meiner Kenntniß um deshalb nicht, weil auch dieser Staatsmann die verschiedenen Faktoren der Bewegung nicht erkannt und deshalb seine Schritte nicht dahin gelenkt hatte, wo die Chance des Sieges lag. Hätte der Graf Arnim es verstanden, den Wünschen und Bedürfnissen der Masse der Bevölkerung in der rechten Weise entgegenzukommen und damit der „bürgerlichen Revolution“ praktisch einen Schritt voranzugehen, so würde er mit seinen liberalen Konkurrenten sehr leichtes Spiel gehabt haben.

Aus der Nähe betrachtet, war das neue Ministerium ein „erstes Parteiministerium“ in Preußen, das Ministerium des liberalen Bürgerthums und der mit diesem sympathisirenden Elemente der Bureaucratie, insofern diese mit den bisherigen politischen Errungenschaften zufrieden waren.

Es war deshalb auch das natürliche Resultat des Ein- und Auftretens dieses Ministeriums, daß mit demselben die Parteibildung in Preußen ihren Anfang nahm und zwar die Bildung einer konstitutionellen oder liberalen, einer demokratischen, einer sogenannten reaktionären und einer sozial gefärbten

Partei, welche Parteien selbstverständlich jede für sich eine Konzentration und Thätigkeit nach außen, durch Vereine und Presse zu gewinnen strebten. Daß dabei zunächst hier und da sehr sonderbare Erscheinungen zu Tage traten, darf nicht überraschen, und ich erinnere mich namentlich noch mit Vergnügen des „Centralvereins zur Wahrung der Rechte und Interessen der Provinzen“, der genau gezählt aus drei Personen bestand, von denen eine zu sein ich die Ehre hatte. Oft habe ich mit stillem Behagen dabei gestanden und gesehen, mit welcher fast scheuen Andacht der Berliner die Plakate dieses Vereins studirte, welche in einer allerdings gepfefferten Sprache den Provinzen das Recht vindicirten, bei der Reorganisation Preußens auch ihrerseits gehört zu werden, die Annahmung der Berliner verwarfen und mit einer königlichen Erhebung in den Provinzen drohten, eine Drohung, die dadurch einigen Anhalt gewann, daß ein pommerischer Edelmann zu dem Zwecke mit Extravost die Provinz Pommern bereiste.

Auf sozialer Seite waren es besonders die Herren Rodbertus und Graf Pfeil, welche den sozialen Gedanken schon damals wissenschaftlich vertraten und deshalb vielfach mißverständlich einer ultrademokratischen Agitation beschuldigt wurden. Und doch bedurfte es nur eines geringen Ueberblickes, um sich zu überzeugen, daß soweit die Märzbewegung auf die Masse der Bevölkerung in den Provinzen überhaupt einen Eindruck gemacht, dieser einen wesentlich sozialen Beigehmad hatte. Es genügt, in dieser Beziehung auf die Excesse in Schlesien und am Rhein sowie auf die Thatfache hinzuweisen, daß die pommerischen Tagelöhner eine längere Zeit zwei Deputirte zur Vertretung ihrer Interessen auf ihre Kosten in Berlin unterhielten.

Es war mir damals vergönnt, mit dem bekannten Linden-Müller in nähere persönliche Beziehung zu treten.*) Derselbe besuchte mich fast täglich, mit einer großen rothen Kofarde am Hut, und machte mir den Vorschlag, einen Pakt abzuschließen: Wenn seine Partei siege, dann wolle er dafür sorgen, daß ich nicht gehängt werde, und wenn wir siegten, solle ich die gleiche Verpflichtung gegen ihn übernehmen. Dieser Pakt fand dadurch einen ganz interessanten Abschluß, daß als Linden-Müller später verhaftet wurde, ich mich unseres Abkommens erinnerte und ihn zunächst durch Ueberlieferung von pommerischen Spidgäntzen und dem dazu gehörigen natürlichen Getränke des Norddeutschen mit der reaktionärsten Provinz Preußens und mit seiner Einfaulheit auszuföhnen veruchte, worauf ich von ihm aus dem Gefängnisse ein von ihm selbst gefertigtes Schachspiel erhielt, auf dessen Rückseite er die Worte geschrieben hatte: „Schafft den armen Leuten Brod, und Ihr könnt im übrigen machen, was Ihr wollt. Linden-Müller, Wähler von Profession.“ Bekanntlich wurde dieser Müller demnächst unter der Bedingung, nach Amerika auszuwandern, begnadigt und ist als wohlhabender Besitzer einer Berliner Weißbierstube in New-York gestorben.

In diese Zeit fallen denn auch die ersten Anfänge einer konservativen oder, besser ausgedrückt, einer königlichen Partei und eines entsprechenden Organs für diese, der jetzigen Kreuzzeitung. Die ersten Berathungen darüber fanden in sehr kleinem Kreise statt und zwar in Potsdam in dem Gasthose zum schwarzen Roß, in welchem damals der General von Gerlach seine Wohnung genommen hatte. Es nahmen an der ersten Konferenz nur der General von Gerlach, der Präsident von Gerlach und der damalige Assessor Wagener Theil. Letzterer war als Redakteur des zu begründenden Organs in Aussicht ge-

*) Der Mann hieß der Linden-Müller, weil er am Nachmittage „Unter den Linden“ (vor Kranzler) seine Reden zu halten pflegte.
Die Red.

nommen, weil er bereits als Publizist an dem früheren „Rheinischen Beobachter“ thätig gewesen und auch geneigt war, eine solche damals nicht gerade gesuchte und beneidete Stellung anzunehmen, nachdem der Graf Schwerin seine religiöse und kirchliche Toleranz dadurch erhärtet hatte, alsbald nach seinem Amtsantritte denselben seiner Stellung im Konsistorium zu Magdeburg zu entheben.

Nachdem man sich über die Grundzüge im wesentlichen verständigt hatte, folgte dieser ersten eine größere Konferenz in Berlin, an welcher außer den bereits genannten Personen sich auch der spätere Kultusminister von Bethmann-Hollweg, der alte Hartort, der Professor Niemeyer aus Halle und der damalige Assessor Bindewald beteiligten.

Da das Verlangen nach einer neuen Parteibildung und Schaffung einer Vertretung in der Presse in vielen Kreisen ein sehr lebhaftes war, so gelang es in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit, die erforderlichen Geldmittel zu beschaffen, zumal diese weit hinter dem zurückblieben, was sonst für neue Zeitungen vorausgibt wurde. Nach meinen damaligen Aufzeichnungen befreit sich die Summe der gezeichneten Aktien auf 28,971 Thaler, und der darauf wirklich erhobene Betrag auf 22,148 Thaler, eine im Vergleich zu anderen gleichzeitigen Zeitungsunternehmungen gewiß sehr mäßige Summe.

Ebenso gelang es damals sehr leicht, die für das Gedeihen einer Zeitung sonst erforderlichen Verbindungen sowohl im Inlande wie im Auslande anzuknüpfen, indem bei der damaligen gleichzeitigen Agitation auch überall eine gewisse Solidarität des Widerstandes sich geltend machte. Freilich waren die Hoffnungen, die man zu jener Zeit auf derartige Bestrebungen setzte, im allgemeinen sehr gering, selbst bei denjenigen, die befehlungsgeachtet ihre aktive Theilnahme nicht versagten, so daß selbst ein hervorragendes Mitglied der ursprünglichen Begründer den Ausspruch that: „Hoffen Sie denn wirklich etwas davon?“

Selbstverständlich bildete die Gesamtheit der ursprünglichen Aktiengründer auch den ersten Stamm der neu zu bildenden Partei, und nichts ist unrichtiger, als wenn man diese Partei von Hause aus und immer wieder der Reaktionslust beschuldigt hat. Es war damals leider noch sehr viel mehr Furcht als Reaktion in derselben. Was in dieser Partei lebendig und kräftig war, das war die altpreussische Tradition des Königthums und der Königsstreue, weshalb sie auch, wie sie mit dem Königthum schwach geworden war, erst mit diesem wieder kräftig wurde.

Aus nahe liegenden Gründen war das erste Auftreten einer solchen Partei und ihres entsprechenden Organs unter den damaligen Verhältnissen nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren. Denn nicht allein, daß man innerhalb der Partei selbst Königthum und Absolutismus mit einander verwechselte und das alte bürokratische Regiment mit dem königlichen für identisch hielt, so war auch sonst der Mangel der politischen Bildung selbst in diesen Kreisen groß genug, um den Ausspruch eines hervorragenden Mannes (des Geheimen Rathes Ende) zu rechtfertigen, welcher dem Schreiber dieses einmal den Vorwurf machte: „Sie begehen noch immer den großen Fehler, die Menschen für viel zu klug zu halten. Halten Sie dieselben für so dumm, wie Sie irgend können, und Sie werden sie immer noch überschätzen.“ Leider habe ich diesen Vorwurf demnächst nur zu oft bestätigt gefunden.

Nichtsdestoweniger gelang es bei allseitigem guten Willen, bald sich über ein gemeinsames Programm zu verständigen und zwar über ein Programm, welches unter Zurückweisung einer „mechanischen Reaktion“ den Hauptnachdruck auf den deutschen Grundgedanken des Königthums, auf den christlichen Charakter des Staates und auf eine organische lebensfähige Gliederung der Gesellschaft legte.

Zu Folge dessen war es der Kreuzzeitung vergönnt, mit dreitausend Abonnenten auf dem Kampfplatze zu erscheinen und sogleich von allen Parteien eine gewisse Beachtung zu erzwingen. Freilich waren mit dieser Beachtung auch entsprechende Gefahren verbunden, so daß nicht allein die austragenden Boten auf der Strafe ihrer Exemplare beraubt und diese vernichtet

wurden, sondern auch Personen und Eigenthum sich Bedrohungen ausgesetzt sahen, die nur eine gründlichere Kenntniß des revolutionären Heldenmuthes als ungefährlich erscheinen ließ.

Daß dabei auch auf dieser Seite Mißgriffe und Extravaganzen vorgekommen sind, soll in keiner Weise gelugnet werden, doch ist man bei der Beurtheilung auch vielfach in dem Irrthum befangen gewesen, die Aufgaben einer Partei und einer Regierung mit einander zu verwechseln, obgleich beide doch eben so wesentlich verschieden sind, als die eines Anwalts und eines Richters. Dem Extrem von der einen Seite mußte eben, um zunächst das Gleichgewicht wieder herzustellen, das Extrem von der anderen gegenüber gestellt werden.

Die nächste prinzipielle und ostensible Thätigkeit waren die auf Rückkehr des Prinzen von Preußen gerichteten Bestrebungen, und ich halte es für eine Pflicht der Dankbarkeit, hierbei an den Namen eines Mannes zu erinnern, welcher in dieser Angelegenheit mit besonderer Hingebung arbeitete. Es ist dies der Legationsrath Kupfer, in der diplomatischen Welt wegen seiner Körpergröße unter dem Namen „Mammuth“ bekannt.

Leider schlossen sich hieran gewisse dem Orleanismus verwandte Bestrebungen, bei denen von Abdanken u. d. Rede war, doch gelang es noch zur rechten Zeit, diesen Bestrebungen Halt zu gebieten und dadurch einen unter den damaligen Verhältnissen doppelt gefährlichen Zwispalt zu verhindern.

Daß in der neu sich bildenden Partei keine große Vertrauensseligkeit gegen das neue Ministerium und kein großes Vertrauen zu der bevorstehenden Nationalversammlung herrichte, wird nicht überraschen. Man ging aber schon damals von der Ansicht aus, daß es wie in der preussischen, so auch in der deutschen Frage Aufgabe des Königthums und Fürstenthums sei, die erforderlichen Thatfachen zu schaffen und daß sogenannten „konstituierenden Versammlungen“ keine andere Rolle zugebilligt werden dürfe, als die parlamentarische Rolle der Deme, nachdem das Ei gelegt ist.

Da zu jener Zeit wie immer und in allen politischen Bewegungen die leitenden Persönlichkeiten am meisten in das Gewicht fallen, so dürfte hier der Ort sein, die Personen, welche damals im Vordergrund standen oder in den Vordergrund traten, etwas näher zu beleuchten.

Selbstredend wurde mit der Beiseitigung des vereinigten Landtags, nachdem derselbe das neue Wahlgesetz für die zu berufende vereinbarende Versammlung, sowie einige andere für eilig und nothwendig gehaltene „provisorische Gesetze“ votirt hatte und mit dem Ausschreiben der Newwahlen, aus denen eine Nationalversammlung auf breiter Grundlage hervorgehen sollte, die Bewegung und Agitation über das ganze Land verbreitet. Freilich war es dabei dem Ministerium gelungen, in das Wahlgesetz den Hemmschuh der indirekten Wahlen durch Wahlmänner hineinzubringen, doch wollte dies damals der herrschenden Aufregung gegenüber wenig versagen.

Die Abgeordneten, welche aus der Wahlurne hervorgingen, hatten deshalb auch zu einem nicht geringen Theile eine eigenthümliche, bis dahin in Preußen für derartige Versammlungen unbekanntes Physiognomie: Oberflächliche Männer, welche nur ungern dem Zwange der Stiefel sich fügten und beim ersten Empfang der Diäten dem Kassirer den Rockzipfel küßten; lithauische Bauern, welche für ihre parlamentarische Thätigkeit lediglich die königliche Direction suchten; catilinische Exilanten, welche die Stimmen ihrer Wähler durch „Zusicherung der Gänseweide“ und der bekanteten „sechs Morgen“ gewonnen hatten; alte Burdenschafter, welche die Zeit der Erfüllung ihrer Jugendträume gekommen wähnten, und eine Anzahl Vertreter jener Kreise und Elemente, welche die Bewegung mit der Konsolidirung der bisherigen politischen Erregungenschaften abzuschließen wünschten; eine kleine Zahl älterer liberaler Celebritäten, welche bei der großen Masse im Geruche des Märtyrertums standen, und daneben eine Schar katholischer Abgeordneten, welche, wenn sie auch in der Vertretung der Interessen ihrer Kirche einig waren, doch sonst in allen möglichen politischen Farben schillerten und sogar, um in dem heutigen Jargon zu sprechen, in dem Kaplan Berg schon einen „sozialen Hand“ in ihrer Mitte hatten.

Die neu sich bildende royalistische Partei hatte aus leicht begreiflichen Gründen in dieser Versammlung noch keinen speciellen Vertreter, da selbst die Mitglieder derjenigen Fraktion, welche man damals die „äußerste Rechte“ nannte, sich doch nur durch die gemeinliche Noth mit ihr verbündet fühlten.

Um bei der näheren Beleuchtung mit den Personen der Minister den Anfang zu machen, so treten dabei in den Vordergrund die Herren Camphausen und Hansemann, von Auerswald, Graf Schwerin und Bornemann. Die beiden ersteren, beide rheinische Handelskammerpräsidenten, hatten sich ihre freisinnigen Rittersippen in dem Vereinigten Landtage erkämpft und waren schon längere Zeit als klingende Säulen des Fortschritts gefeiert. Dabei war Herr Camphausen nicht ohne staatsmännische Begabung und Befähigung, die, wenn sie auch für seine damalige Aufgabe nicht genügten, ihn doch für seine spätere Stellung in Frankfurt a. M. wohl qualifizierten, so daß derselbe immerhin das Anerkennniß verdient, seinem Vaterlande später als preussischer Bevollmächtigter bei der Bundesgewalt wesentliche und erspriessliche Dienste geleistet zu haben.

Einigermassen anders verhielt es sich mit dem Herrn Hansemann, der, wenn auch mit großer Schlantheit ausgerüstet, doch einer eigentlichen staatsmännischen Qualifikation ermangelte. Sein Unterschied manifestirte sich am besten darin, daß er demnächst sein Nachfolger in dem Fortschritte nach links wurde und als solcher zuerst den Versuch machte, auf Grund eines einfachen Additionsexempels der Stimmen der Nationalversammlung aus den Führern der verschiedenen kleinen Coterien ein wahrhaft parlamentarisches Ministerium zu bilden, ein Versuch, der bekanntlich einigermassen ins Lächerliche auslief, indem wir dabei Minister empfingen, deren Lebenslauf nicht länger war als der der Libellen und bei deren einem selbst die eigene Gattin Geistesstörung fürchtete. Ein Berliner Wigblatt lieferte dazu den Nekrolog: „Von ihm

wird einst sein Biograph mit Recht rühmen: Stumm wie im Leben war er auch im Tode.“

Eine ganz besondere Spezies von Staatsmann war Graf Schwerin, dessen Gesamtthätigkeit damals sehr treffend dahin zusammengefaßt wurde: „Er spricht verwirrend und regiert auflösend,“ und dessen Bedeutung der jetzige Reichkanzler, Fürst Bismarck, sehr treffend charakterisirte, als er auf eine Frage des Grafen, was er, Bismarck, eigentlich gegen ihn habe, erwiderte: „O, ich habe nichts weiter gegen Sie, als daß Sie nicht bei Prag geblieben sind.“ Nichtsdestoweniger hatte der Graf Schwerin einen scharfen Verstand, eine gewandte Dialektik und einen gewissen bon sens, so daß seine spätere Thätigkeit als Präsident parlamentarischer Versammlungen sich eine verdiente Anerkennung bei allen Parteien erwarb. Als „Salber“ vermochte er auch in seinem speziellen Ressort etwas Erhebliches nicht zu leisten.

Herr von Auerswald galt allgemein als der Repräsentant der alten preussischen Opposition, und man wird ihm nicht Unrecht thun, wenn man sagt: Nachdem man Herrn von Auerswald kennen gelernt, hat man eine gewisse Berechtigung, den Grafen Schwerin für einen geistreichen Mann zu halten. Es wollte eben nicht gelingen, die Phrasen der Opposition in die Praxis zu überlegen.

Der Justizminister Bornemann endlich war der Typus des vormärzlichen preussischen Beamtenliberalismus, jedoch seinerseits juristisch zu gebildet und zu sehr an logisches Denken gewöhnt, als daß er sich in seiner Stellung lange hätte wohl fühlen können.

Ueberdies fehlte es dem gedachten Ministerium, soweit meine eigene Information reicht, an einem bestimmten Plane, doch schien man sich darüber mit dem bekannten Sprichwort zu trösten: „Man kommt am weitesten, wenn man nicht weiß, wohin man will“ — und weit genug ist man ja allerdings gekommen!

Vater Wrangel.

(Mit Portrait in der Beilage.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

Unlängst, während seiner letzten Krankheit, besuchte den berühmten Feldmarschall ein vertrauter Freund. Da empfing ihn der alte Herr in seiner bekannten jovialen Art. Er deutete gen Himmel und meinte: „Der da oben hat mir vergessen.“ Dann aber setzte er ernst hinzu: „Wie Gott will!“

Und Der, der niemandes vergißt, hat nun auch an ihn gedacht und ihn heimgesunden nach langer mühe- und ruhmvolter Laufbahn zum großen Appell. Am 1. November ist „Vater Wrangel“ zur ewigen Ruhe eingegangen.

Friedrich Heinrich Ernst Graf von Wrangel war einer der ausgezeichnetsten Soldaten, welche die Armee jemals besaßen. Er ist der Typus des preussischen Generals vom echten Schrot und Korn, wie einst die Schule des großen Friedrich sie erzeugte — klar im Geiste, kräftig in der That, unerschütterlich im Willen und in der Pflichterfüllung. Er gehörte zu jenen selbständigen Naturen, die ihren eigenen selbstgewählten Weg gehen, die weder von den Strömungen der Zeit noch von der Gunst oder dem Haß der Parteien sich in ihrer Bahn beirren lassen, und auf die unter allen Verhältnissen gut bauen ist.

Einfache Größe war ihm zu Theil wie einem Zietzen, einem Blücher, und darum ist er nicht in der Armee allein, sondern im ganzen Volke im besten Sinne des Wortes ein populärer Mann geworden und ist es bis an seinen Tod geblieben.

Diese ungewöhnliche Popularität aber erschwerte es vielleicht gerade, die richtige Würdigung für seine geschichtliche Bedeutung zu finden. Uns allen schwebt der „Papa Wrangel“, der alte leutliche Herr vor Augen, der in der neuen deutschen Kaiserstadt eine so beliebte Figur war, den jedes Kind kannte, und den der Volksmund, wie alle seine Günstlinge, in hundert und aber hundert Anekdoten gefeiert hat. Darüber wird denn gar leicht vergessen, daß derselbe Mann einst auch zu den bestgehabten der Nation gehörte, daß es Augenblicke gab, wo man ihn schmähete, weil er den Berirrungen des Tages mit erstem Willen und fester Hand entgegentrat.

XIV. Jahrgang. 7. b.*

Gerade in jener Zeit, in den sturmbelegten Jahren 1848 und 1849, liegen seine größten Verdienste um Preußen und Deutschland. Was er für beide gewesen, würde Jedermann deutlicher vor Augen stehen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, bei so großen kriegerischen Ereignissen, wie denen von 1866 und 1870, an hervorragender Führerrolle mitzuwirken. In dieser einen Beziehung hat das Geschick ihm nicht ganz nach Verdienst gelohnt. Die Feldzüge von 1848 und 1864 in Schleswig, in denen er als Feldherr auftrat, werden, der weit geringeren Dimensionen halber, naturgemäß durch die nachfolgenden Kriege in Schatten gestellt.

Das kann aber den Historiker der Zukunft nicht beirren. Er wird Wrangel seinen Platz anzuweisen wissen unter den großen Männern seines Volkes.

Wie reich Wrangels Leben gewesen, läßt sich leicht ermesen, wenn man bedenkt, daß er, als der unheilvolle Krieg von 1806 begann, bereits seit acht Jahren Offizier war, daß er diesen Krieg schon mit militärischem Verständnisse mitmachte. Bei Heilsberg am 10. Juni 1807 erwarb er sich den Orden pour le mérite, die schönste Kriegsdecoration, die am Ende seiner Laufbahn zu erwerben jeder Offizier sich glücklich schätzen konnte. Wrangel trug sie über 70 Jahre. Und eine Stellung, mit welcher gar viele recht tüchtige Militärs zufrieden ihre Karriere beschließen — die an der Spitze eines Regiments — hatte er voll Auszeichnung schon 1814 inne.

Während eines großen Theiles des Feldzuges führte er damals anstatt des kranken Kommandeurs die ostpreussischen Kürassiere. Nicht weniger als 53 Jahre gehörte er der Generalität der Armee an, in welche er freiwillig mit einem Lebensalter eintrat, das heutzutage wohl die meisten Kompagniechefs der Armee erreichen, ehe sie zum Stabsoffizier avanciren.

Was diesen Reichthum an Erlebnissen anbetrifft, so mögen nur wenige Männer neuerer Zeit, wie Radetzky, der österrei-

hiße Feldmarschall, Marmont, Herzog von Ragusa, oder Prinz Heinrich von Preußen Wrangel darin gleichkommen, der, nachdem er einmal schon in voller Manneskraft an weltgeschichtlichen Vorkängen Theil genommen, noch mehr denn ein Menschenalter durchlebte.

Eine einigermaßen vollständige Darstellung seines Lebens möchte den Raum dieser Blätter weit überschreiten, doch genügt hier eine kurze Skizze um so mehr, als sich bald nach dem Tode des Feldmarschalls sämtliche größere Tagesblätter beilegt haben, einen Abriss seiner langen irdischen Laufbahn zu geben.

Als Feldmarschall Wrangel am 1. November dieses Jahres abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr starb, war er 93 $\frac{1}{2}$ Jahre alt; denn er wurde am 13. April 1784, noch zu Lebzeiten des großen Friedrich, in Stettin geboren. Sein Vater, der Oberst von Wrangel stand dort in Garnison^{*)}. Nach der Sitte jener Zeit trat er außerordentlich früh in den Heeresdienst. Erst 12 $\frac{1}{2}$ Jahre alt, wurde er am 15. August 1796 Junker im Dragonerregiment von Werther, zwei Jahre darauf bereits Offizier. In den Feldzug von 1806 ging er als Sekondelieutenant desselben Regiments, das inzwischen den Namen Auerdragoner erhalten hatte.

Wrangel stand bei Ausbruch des Krieges in Gerbauen in Garnison, nachdem er einige Jahre in Wehlau und Darlehmen verlebt hatte. Die Stille der kleinen ostpreussischen Landstädtchen hatte ihm die volle Ruhe gewährt, sich tüchtige Dienstkenntnisse zu erwerben, für welche Rittmeister von Werther, sein erster Eskadronchef, den guten Grund legte. Das Regiment blieb vorläufig immobil, ward aber, wie alle ostpreussischen Truppen, unmittelbar nach den ersten unglücklichen Schlachten auf Kriegsfuß gesetzt. Wrangel machte nun seinen Marsch bis Schneidemühl mit, wo Contreordre des Königs eintraf.

Des Feldmarschalls kriegerische Erlebnisse begannen also mit einem Rückzuge, und die trüben Eindrücke, die er damals empfing, waren sicherlich geeignet, seinem ganzen Wesen früh den Stempel sittlichen Ernstes aufzudrücken. Am 7. November 1806 ging das Regiment bei Grandenz auf das linke Weichselufer hinüber, wo es zunächst Vorpostendienste that. Wochen von Hin- und Hermärschen, von Befehlen und Gegenbefehlen, aber ohne Berührung mit dem Feinde folgten — für den jugendlichen Soldaten die härteste Prüfung. Erst am 23. Dezember, am Tage des Gefechts von Biezun, erhielt Wrangel die Feuertaufe. General l'Estocq stand damals bei Gurczno, vor ihm gegen Straßburg hin ein Posten aller drei Waffen unter Oberst von Bülow, dem auch Lieutenant Wrangel mit 30 Auerdragonern, 30 Towarczys angehörte. Als der Vorstoß des Feindes, gleichfalls Kavallerie, sich zeigte, warf er sich sofort auf denselben, traf indessen auf eine bedeutende Ueberzahl und mußte, durch höheren Befehl abgerufen, zurückgehen.

Am Abend des ersten Schlachttages von Eylau zeichnete er sich zum ersten Male bei einem anstrengenden und gefährlichen Ritt aus. Es gelang ihm, Fühlung mit dem den Russen vor Eylau gegenüber stehenden Feinde zu nehmen. Abends am 7. Februar beobachtete er seine Divulsfeuer aus großer Nähe und brachte noch in der Nacht genaue Meldung über seine Stärke und Stellung an General l'Estocq zurück. Bei Heilsberg gehörte sein Regiment der großen unter dem russischen General Grafen Kaminski verammelten Kavalleriemasse des rechten Flügels an. Unfern davon führte Major von Cosel mit zwei Eskadrons Prittwihhusaren seine berühmte Attaque aus, durch welche er das 55. französische Linienregiment sprengte — eine der schönsten Waffenthaten der preussischen Reiterei. Wrangel war Zeuge gewesen, und er selbst zeichnete sich gleich darauf unter General Kaminski's Augen derartig aus, daß dieser ihn in erster Linie zu einer Belohnung in Vorschlag brachte. Wie ihm dieselbe zu Theil wurde, ist schon bekannt.

Einen 23jährigen Ritter des Ordens pour le mérite hatte die Armee bis dahin nicht besessen. 1808 avancirte Wrangel zum Premierlieutenant, 1809 bereits zum Rittmeister und Eskadron-

*) Er diente im Infanterieregiment v. d. Goltz.

chef. Als solcher machte er den Feldzug von 1813 in dem aus den Auerdragonern gebildeten ostpreussischen Kürassierregimente mit.

Der Freiheitskrieg wurde für ihn zunächst durch die Schlacht von Großgörschen bedeutsam, in welcher Wrangel die Aufmerksamkeit des damaligen Generalsmajors von Grolman, des späteren Generals, erregte. Es handelte sich um die Aufstellung seiner Eskadron zur Deckung einer russischen Batterie, über die der jugendliche Rittmeister mit einem russischen Flügeladjutanten in Differenzen gerieth. Grolman, zufällig herbeigerufen, nahm für Wrangel lebhaft Partei, sah auch bei anderer Gelegenheit dessen auffallend geschickte Anordnungen und faßte ein solches Interesse für ihn, daß er von nun ab nach Kräften bemüht war, dem so hervorragend begabten Offizier zu schnellerem Fortkommen zu helfen.

Am Abend des Schlachttages von Großgörschen machte Wrangel die allgemeinen Kavallerieangriffe, brav und gewandt, wie er sich stets zeigte, mit; doch ward ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen, und fast wäre er in Feindes Hand gefallen. Ein in der Nähe zurückgebliebener Kürassier zog ihn unter dem Kadaver hervor. In voller Dunkelheit suchte er sich, kaum im Stande zu gehen, zu den Seinen zurückzuschleppen, als ein deutscher Reitertrupp ihm begegnete und ihn aufnahm. Ein wunderliche Zügelung hatte ihn abermals mit Major Grolman zusammen geführt, der von einer Patrouille begleitet, verspätet des Weges kam. Solche Erlebnisse verbinden schnell und fest.

Grolman hatte später im Auftrage des Generals Kleist Wrangel zu befragen, ob er als Auszeichnung das eiserne Kreuz oder die Beförderung zum Major wünsche. „Wenn Aussicht auf längere Dauer des Krieges ist, — die Beförderung,“ lautete seine Entscheidung, „da ich mir alsdann das Kreuz noch verdienen kann.“ Kurze Zeit darauf erhielt er beides. Bei Hainau am 11. August 1813 erwarb er neue Lorbeeren, socht auch bei Kulm, Liebertwolkwitz und Wachau mit Auszeichnung und Glück. Der 16. Oktober 1813 trug ihm das eiserne Kreuz erster Klasse ein.

Seine schönste That aus jener Epoche seines Lebens war seine berühmte Attaque am Walde von Etoges, den 14. Februar 1814. Sie machte seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Napoleon war am 10. Februar mit unerhörter Kühnheit, aber ebenso erstaunlichem Erfolge mitten in die Marschkolonnen der schlesischen Armee hineinmarschirt, hatte noch an demselben Tage den General Olmüsch bei Champaubert geschlagen, bereitete am 11. Saßen dasselbe Loos bei Montmirail, trieb ihn und den zur Hilfe heranziehenden York über die Marne. Am 14. fiel er dann über die schwachen Kolonnen von Kleist und Kapzewitsch bei Etoges her. Beide wurden vollkommen geschlagen, und Blücher, der in Perion dem Kampfe beizuohnte, erlebte dort einen der kritischsten Augenblicke seiner Feldherrnlaufbahn.

Zum Schutze der geworfenen und beinahe aufgelösten Infanterie mußte die vorhandene Kavallerie mehrfach unter den ungünstigsten Verhältnissen eingesetzt werden. Das ostpreussische Kürassierregiment erhielt dabei seinen Platz hinter den russischen Bataillonen vom Korps Kapzewitsch. Französische Gardebataillone griff dieselben während ihres Rückzuges unaußhörlich an. Mehrfach machten sie Halt, ließen den Feind vorkommen, erwarteten ihn in der Carréformation und empfingen ihn mit lebhaftem Feuer. Einen dieser Momente benutzte Wrangel, der das Regiment führte, um aus den Intervallen hervorzubrechen und den verblüfften Feind über den Haufen zu werfen. Glücklicherweise wurde der Wald von Etoges erreicht, aber immer neue Attaquen folgten. Auf den furchtbaren Wegen begann Infanterie und Artillerie sich zu stopfen. Das Kürassierregiment erhielt Befehl, vor einer eben wieder erreichten Waldparzelle zu halten und um jeden Preis Zeit zu schaffen. Um die Schwierigkeit seiner Lage voll zu machen, brach darüber völlige Dunkelheit herein. Hinter sich den Wald, vor sich den Feind, auf tief aufgeweichtem Ader, hielt die brave Reiter-schar Stand. In den Ranken ging das Gefecht lebhaft rückwärts, wie man es am Feuer gewahren konnte, durch die

Stellung der Kürassiere hindurch zog aber noch russische Infanterie ab. Wrangel durfte nicht weichen.

Da erschien ein französischer Parlamentär bei ihm, der ihn aufforderte, sich zu ergeben, er sei mit seinem Regiment längst umgangen. Wrangel wies ihn kurz und bündig ab. Der Franzose verachtete es indessen — der deutschen Sprache vollkommen mächtig — das Regiment selbst zu harangüiren und zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. Ein Schuß streckte ihn zu Boden.

Der gefährvolle Auftrag war inzwischen erfüllt und, den ganzen Ernst seiner Lage erkennend, zögerte der Major nun nicht länger, mit Rügen rechts abzuweichen zu lassen und selbst den Rückzug zu versuchen. Die vorüberziehenden französischen Infanteriekolonnen hatten ihn bereits gänzlich von den Seinen getrennt. Trotz der Finsterniß empfangen sie ihn fest geschlossen mit heftigen Feuer. Unter den ungünstigsten Verhältnissen, über Straßengräben hinweg, ward attackirt und der Durchbruch glücklich vollendet. Wrangel selbst war, den Kallisch in der Hand, persönlich an der Spitze gewesen. Jubelnd begrüßten ihn die eigenen Truppen, bei denen er und sein Regiment schon als verloren gegolten hatte.

Kommandeur des Regiments war damals Oberst von Werder, der jedoch krank darnieder lag. Der etatsmäßige Stabsoffizier, sein rechtmäßiger Vertreter, ein Major von Manstein, war gleich zu Beginn des Gefechts im Zweikampfe mit dem Kommandeur der feindlichen Kavallerie, die das Regiment attackirte, verwundet worden. So kam es, daß Wrangel als ältester Eskadronchef das Kommando übernahm und Gelegenheit fand, seinen Namen für alle Zeit mit dem Ruhme der preussischen Kavallerie zu verflechten.

Das Glück, das sich ihm so günstig bewies, blieb ihm auch ferner treu. Sein Avancement war ein rapides. Am 31. Mai 1814 ward er im Alter von 30 Jahren Oberstlieutenant und Kommandeur des 2. westpreussischen Dragonerregiments, schon im folgenden Jahre Oberst.

Am 5. März 1821 rückte er dann zum Brigadefommandeur, am 30. März 1823 zum Generalmajor auf, sein guter Stern führte ihn in das von Grolman kommandirte 5. Armeekorps. Ein immer intimeres Freundschaftsverhältniß verband ihn mit diesem ausgezeichneten Manne.

Dem Kriege war der Frieden gefolgt, der länger dauern sollte, als es bei seinem Beginne irgend jemand geglaubt. Auch das Leben der Armee lenkte in ruhigere Bahnen, und wo nicht Männer von so regem Geiste, wie Wrangel, an der Spitze standen, begann es allgemach zu stagniren. Dennoch ist in jener Zeit in der gewissenhaften Pedanterie der Friedensschule der Geist der Pflichterfüllung, der unerschütterlichen Disziplin erzogen worden, der die preussische Armee zu neuen großen Thaten befähigt hat. Damals wurden die Vorbeerbäume gepflanzt, deren Zweige eine jüngere Generation mit kühnem Arme vier Jahrzehnte später pflücken durfte. Wrangel gehört zu denjenigen Männern, welche die alte treffliche Schule auf das junge Heer übertragen haben. Ihm ist viel zu verdanken, was in der Armee unserer Tage lebt und wirkt.

Dreizehn Jahre war er Brigadefommandeur geblieben, dann Divisionskommandeur in Münster geworden. Das Jahr 1839 führte ihn, den 55jährigen Generalleutnant, als kommandirenden General nach Königsberg; doch veranlaßten Meinungs- und Gesinnungsverschiedenheiten zwischen ihm und den hohen Civilbehörden, sowie der Bevölkerung, schon 1842 seine Versetzung nach Stettin.

Dort kommandirte er noch 1848 das 2. Armeekorps, als der Bundesbeschluß vom 15. April ihn zum Oberbefehlshaber der gegen Dänemark aufgestellten Truppen ernannte. Zum ersten Male sollte Wrangel als Feldherr seine Begabung zeigen. Die Verhältnisse, in welche er eintrat, waren ebenso mißlich, wie alle politischen Aeußerungen Deutschlands zu jener Zeit. Seinem bunt zusammen gewürfelten Heere, das verschiedenen Souveränen angehörte, fehlte es an vielen, vor allem an wichtigsten, der Einheit. Wie bald er aber Leben in die ungleichartigen Glieder zu bringen wußte, geht aus der einen Thatfache hervor, daß er am 21. April seine Funktionen in Rendsburg übernahm

und am 23. April schon den Feldzug durch das Gefecht von Schleswig entschied. Dies Gefecht gewann durch seine Folgen, namentlich durch den eiligen Rückzug der Dänen am 24. April, die Bedeutung einer Schlacht. Nicht minder glücklich war das von ihm geleitete Gefecht von Düppel am 5. Juni. Aber schon nach den ersten Erfolgen hatte die Einwirkung der nordischen Mächte die kriegerische Aktion gehemmt. Die Halbheit erscheint als das Charakteristische jener Tage, und Wrangel war es zufrieden, daß der Waffenstillstand ihm die Rückkehr gestattete.

Es folgte nun die Zeit seines hochbedeutenden rein persönlichen Einwirkens auf die inneren Verhältnisse des Staates. Er trat nicht als Minister, nicht als förmlich bestätigter Rathgeber seines königlichen Herrn auf. Aber durch seine sichere, ruhige und vertrauensvolle Haltung ermunterte er schnell und nachhaltig alle Freunde der Ordnung. Er hatte sich nicht bemüht, voreilig das Räthsel einer erträumten Volksbeglückung zu lösen, an dem in jenen Tagen ein jeglicher auf seine eigene Weise herumrieth. Von Hause aus vertrat er die Ansicht, daß erst die Ruhe und die Achtung vor König und Obrigkeit hergestellt werden müsse, ehe man an den Aufbau des neuen gehen könne. Wrangel unterlag in jener Zeit der fortwährenden Meinungs- und Stimmungswechsel seiner Schwankung. Von demokratischer Seite gab man wohl nur deshalb vor, in ihm den auserwählten Heiler des Volkes und der Volksfreiheit zu erblicken, weil man seine Bedeutung richtig würdigte und seine Besonnenheit mehr fürchtete als seine Härte. Wrangel trug keinen Hainau in sich. In seiner Brust schlug ein mildes wohlwollendes Herz, das Deutschlands Heil und Ehre wahrlich nicht minder liebte, als es die Deklamatoren auf den Tribünen thaten.

„Die Trauer der deutschen Landesbevölkerung in Hadersleben und Umgegend ist wahrhaft herzergreifend,“ schrieb er am 30. Mai 1848 aus Alenburg. „Hunderte von Familien, die sich nach unierem Einmarich gegen die Dänen erklärt hatten, verlassen nun ihre Heimat, da sie ihr Unglück unter dänischer Zuchttritte vorhersehen. Die Berliner und Frankfurter Angelegenheiten sind trostlos; nirgends Kraft und Einigkeit.“

Als er mit den heimkehrenden Truppen in der Umgegend von Berlin Quartiere bezog, verlangten Volksdeputationen bekanntlich seine Entfernung und Absehung. Unnütze Hände richteten Drohbrieife an ihn. Er ließ sich nicht beirren; denn er kannte die Berliner besser, als sie sich selbst. Am 20. September nach einer großen Parade richtete er eine kurze markige Ansprache an seine Offiziere und halb auch an das umstehende Publikum. Sie endete mit dem ersten, unter solchen Umständen wieder auf den König ausgebrachten „Hoch“, Volk und Militär stimmten gemeinsam und gleich kräftig ein.

Am 10. November 1848 bestätigte sich seine bestimmt ausgesprochene Erwartung, daß, wenn man nur den nöthigen Ernst zeige, die Herstellung von Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt, ohne daß ein Schuß fielle, vor sich gehen würde. Am 8. November war das Ministerium Brandenburg an Stelle des Preussischen Kabinetts getreten. Zwei Tage darauf hielt Wrangel als General der Cavallerie und Commandeur der Truppen in den Marken seinen Einzug und Berlin war ruhig, „ruhig wie ein Dorf“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen.

Allbekannt ist ja die Anekdote, daß er in den Hallen des Brandenburger Thors beim Hineinreiten die Worte vor sich hinsprach: „Ob sie ihr wohl hängen werden?“ Anonyme Zuschriften hatten ihm gedroht, man werde seine Gattin auf solche Weise morden, wenn er es wage, einzurücken. Nichts war davon über seine Lippen gekommen; kein Ausdruck der Besorgniß laut geworden.

Si non è vero, è ben trovato! Man erkannte in Wrangel allseitig den Mann, der seiner Pflicht, wenn es sein mußte, alles zu opfern vermochte.

Schon damals war er seines Königs Freund. Denn wahrhaft freundschaftlich darf man das Schreiben nennen, mit welchem Friedrich Wilhelm IV ihn bei der Heimkehr begrüßte, und in dem es gleich zu Beginn heißt: „Mein Vetter Radziwill bringt Ihnen meine Grüße und dies Blatt. Ich hoffe Sie bald hier zu umarmen, ferneres mit Ihnen zu besprechen.“

Am Schlusse wiederholt der Monarch: „Ich freue mich wahrhaft, Sie wieder zu sehen, um Ihnen die Beweise fortdauernder Freundschaft und Achtung zu geben.“

Nach einmal war es ihm vergönnt, einem königlichen Gebieter in bewegter Zeit als Freund so nahe zu stehen und dessen feste Ueberzeugung durch die Unererschütterlichkeit der seinen noch zu fätkern. Es war dies während der Konfliktperiode von 1863. In diesen Epochen liegen Wrangels größte Verdienste.

Damals — 1848 — gingen die Erklärung des Belagerungszustandes, die Auflösung der Nationalversammlung, die der Bürgerwehr und die allgemeine Entwaffnung ruhig von statten, weil eine starke Hand sie überwachte. An Wrangels Pacificationswerk klebt kein Tropfen Blut.

Die ganz ausnahmsweise Stellung in Heer und Staat, die ihm seitdem eingeräumt worden ist, war daher eine wohlverdiente. Die Liebe des Volks folgte gar bald, um nicht wieder von ihm zu weichen.

Es ist hier nicht der Platz, alle Auszeichnungen heranzählen, welche Wrangel seitdem noch zu Theil wurden. Während seine Jugend in eine historische Periode fällt, welche der Gegenwart fast schon wie eine graue Vergangenheit erscheinen will, sind seine letzten Erlebnisse auch dem heute lebenden jungen Geschlechte noch wohl bekannt.

1856 ward er, bei der Feier seines 60jährigen Dienstjubiläums, zum Generalfeldmarschall ernannt. Das Jahr 1864 brachte ihn, den noch rüstigen Achtziger, zum zweiten Male nach Schleswig-Holstein, wo er fast an denselben Stellen, wie 16 Jahre zuvor, wieder den Oberbefehl führte. Den österreichischen Krieg machte er als Volontär bei seinem alten Regimente mit, das ihm zu Ehren seinen glorreichen Namen erhalten hat. In dessen Kreise feierte er auch, mitten im Feldleben, einfach und still sein siebenzigjähriges Dienstjubiläum. Sollte er doch gar noch das achtzigste erleben.

In dem Grafenstand wurde Wrangel bekanntlich bei der Rückkehr aus dem Felde, 1864, erhoben.

Bedeutung war in den fünfziger Jahren seine Thätigkeit für die Armee im allgemeinen, für die Belegung der Reiterwaffe ganz im besonderen. Als Inspekteur, als Führer bei den Manövern, als Schiedsrichter wirkte er bei fast allen Korps, in beinahe allen Provinzen. Aber es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß er nicht, wie ein oberflächliches Urtheil oft angenommen hat, den „Drill“, die äußere Dressur förderte. Er hob vielmehr überall Intelligenz und Moral, die beiden wichtigsten Faktoren in jedem Heere.

Freilich war er streng, strenger als alle übrigen Generale seiner Zeit. Aber seine Strenge war ihm niemals Selbstzweck, wie so manchem härtebeißigen Herrn der „guten alten Zeit“. Er ließ sie nur walten, wo es ihm galt, Pflichttreue zu erziehen und zu fördern.

Als er bei der Armeeorganisation sein drittes Armeekorps, das er von 1848 ab kommandirt hatte, an den Prinzen Friedrich Karl übergab, sagte er diesem, auf die Truppen deutend: „Königliche Hoheit, Sie können die Zügel straff anziehen, die da sind es gewohnt.“ Allein, dieselben Truppen waren es auch gewohnt, unter allen Umständen ihre Schuldigkeit zu thun. Sie wußten bald darauf für das Vaterland zu siegen oder zu sterben.

So lebte und wirkte „Vater Wrangel“. Er gehörte nicht zu den Männern, welche von der Natur mit blendenden Eigenschaften überschüttet, die Bewunderung der Welt im Fluge erobern. Seine Größe lag in der Dauerbarkeit seiner Eigenschaften, der Reinheit und Festigkeit seines Charakters und der Unwandelbarkeit seiner Gesinnung.

In Heer und Volk wird er fortleben, wie die großen Erzieher und Bildner von Preußens Waffenmacht, wie ein Dessau, ein Zieten oder York, und sein leuchtendes Vorbild wird noch lange erwärmende Strahlen in das Herz aller Soldaten gießen, die es mit ihrem Berufe heilig und ernst meinen.

W. v. Dünheim.

Der Koran.

Nachdruck verboten.
Gef. v. 11./VI. 70.

Der Krieg, welcher zwischen dem mächtigsten Herrscher des Islam und einem christlichen Staate herrscht, hat die ganze mohammedanische Welt aufgerüttelt und diese sieht in der Bedrohung der heiligen Stadt Stambul eine Gefährdung ihrer Religion. Vom inneren Asien und tief aus Afrika her erhält der Sultan sympathische Kundgebungen oder klingende Unterstützung, und mit der größten Spannung sehen 180 Millionen Menschen, welche Mohammeds Lehre bekennen, auf den Ausgang des Kampfes, der gegenwärtig an der unteren Donau und in Armenien wüthet. Der Islam erstreckt sich über ein ungeheures Gebiet. Ihm gehört der ganze Norden Afrikas, über ein Drittel dieses großen Kontinentes, und er ist dort in fortwährender Ausdehnung begriffen; Vorderasien, sein Stamm-land Arabien, Persien, Afghanistan, Beludschistan, ganz Turkestan bis nach China hinein, Theile Indiens und die malayische Inselwelt bis nach Neu-Guinea hin erkennen seine Satzungen an. In Europa dagegen hat er verhältnißmäßig nur räumlich kleine Gebiete zu erobern vermocht, welche sich auf die Türkei und das östliche Rußland beschränken. Er ist eine im allerhöchsten Maße propagandistische Religion, und seine Glaubensboten ziehen mit dem Koran in der Hand durch die Lände, Profelyten sammelnd, von denen sie als Bekenntniß nur die Einheit Gottes und die Anerkennung des Propheten verlangen.

Gerade jetzt, wo so häufig die Frage nach der Kulturfähigkeit der mohammedanischen Völker aufgeworfen wird, wo wir uns mit der Zukunft der Türkei beschäftigen, mag es am Platze sein, uns mit dem merkwürdigen Religionsbuche der Mohammedaner, dem Koran, zu beschäftigen, welcher alles das enthält, was der Prophet als göttliche Offenbarung in verschiedenen Zeiten seines Lebens verkündigte. Besonderen Anlaß hierzu gibt uns noch die so eben erschienene 7. Auflage dieses merkwürdigen Buches in der anerkannt vorzüglichsten

Uebersetzung von Ullmann,^{*)} wozu man noch als vortrefflichen Führer in das wirre Durcheinander des oft schwer verständlichen Buches nehmen möge die „historisch-kritische Einleitung in den Koran von Dr. G. Weil“ (Bielefeld 1844).

Als Mohammed austrat, waren die Araber noch in heidnischem Fetischdienste befangen, dem er selbst in seiner Jugend gehuldigt hatte. Er war Ziegenhirt gewesen, dann Handlungsdienner und als solcher heirathete er, 25 Jahre alt, die 15 Jahr ältere Kaufmannswittwe Chadißcha, eine Frau von gutem Charakter und ansehnlichem Vermögen, die von großem Einfluß auf ihn wurde. Mohammed wäre nicht Prophet geworden ohne eine krankhafte Anlage seines Körpers, die man als männliche Hysterie bezeichnete. Wenn der Anfall heftig war, fiel er nieder, er röchelte „wie ein Kameel“, zuckte mit den Lippen, wurde bleich und triefte von Schweiß. Im Zustande der Aufregung hörte er den Klang von Glöckchen, verlor aber sein Bewußtsein nicht völlig, denn unmittelbar darauf wußte er anzugeben, was ein Engel ihm offenbart hatte. Daß Kranke dieser Art bedeutende Neigung zu Lüge und Betrug haben, Neigung, die Trümmer ihres Schowens und Hörens zu ergänzen, ist eine bekannte Thatsache, wenn auch etwas Selbsterlebtes dabei ist. Mohammed, der anfangs Zweifel hatte, welche Chadißcha beseitigte, war endlich überglücklich, als er selbst glaubte, er sei nicht bejessen, sondern von Gott zu Offenbarungen auserwählt. Gott sprach anfangs nur, was Mohammed schon vorher wußte, wenn dann aber der Duell seines Geistes sparjam floß, suchte er seine Mittel durch ausbauendes Gebet zu vermehren, durch Gebete, die in ewiger Wieder-

^{*)} Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu neu übersezt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. L. Ullmann. Siebente Auflage. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing 1877.

(Fortsetzung auf S. 110.)

Zum Andenken an Doktor Eisenbart.

Nachdruck verboten.
Bd. 2. H. IV. 70.

Wenn die vorliegende Nummer des Daheim in die Hände der Leser kommt, sind 150 Jahre verflossen, daß der berühmte im Volksliede besungene Dr. Eisenbart das Zeitliche gesegnet hat. Wer kennt ihn nicht, den alten trefflichen braunschweigisch-lüneburgischen privilegirten Landarzt, auch „königlich preussischen Rath und Hofoculisten“ von Magdeburg, der die Leute nach seiner Art kurirte, dem allemal eine Schar schreiender Duden durch die Gassen folgte, wo er nur auftrahnte.

Aber ist der gute Doktor nicht etwa eine bloße Volkslage?

Nein, wir wissen vielmehr unzweifelhaft, daß er am 11. November 1727 ehrlich gestorben ist. Wir hätten also den 11. November 1877 nach jetzt beliebter Manier als 150jährigen Todestag Doktor Eisenbarts feiern können. Doktor Eisenbart ist eine leibhaftige Person.

„In meiner Jugend lebte,“ (so heißt es in einem Briefe, welchen der Theologe Heumann am 20. Januar 1742 an den Konfistorialrath Hauber in Bückeburg von Göttingen anschrrieb) „ein damals sehr bekannter Marktarzt, welcher auf allen Märkten umherzog. Ich habe ihn am Ende des vorigen Jahrhunderts, da ich zu Zeit ein Schüler war, daselbst gesehen, als er mit großer Pracht aufgezogen kam, und nachdem er auf seine Schaubühne getreten war, seine Rede mit diesen Worten anfang:

„Hochgeehrte Herren! Ich bin der berühmte Doktor Eisenbart!“

„Ich habe aber schon das Ende seines Ruhmes erlebt und glaube, daß nach hundert Jahren niemand wissen wird, daß ein Marktchreier, Namens Eisenbart, in der Welt gewesen. Sollte aber dies, mein Postscriptum, so alt werden, so hoffe ich, man werde mein Zeugniß gelten lassen, wenn auch gleich in dem theatro europaeo, in der Europäischen Sama-

und anderen dergleichen Büchern des Eisenbarts nicht die geringste Erwähnung sollte geschehen sein.“

Dies also das Zeugniß des würdigen Theologen Heumann, der sich über die Vergänglichkeit des Eisenbartschen Ruhmes allerdings täuschte. Aber gewiß empfindend ist darin der

Ausdruck: „Marktchreier“. Wie würde der „hochedle, hocherfahrene königlich großbritannische Landarzt“ sich dieser Verleumdung gegenüber in die Brust geworfen haben! Und ebenso dem Liebedegegenüber, das böse Leute auf ihn gemacht haben. Darin heißt es so: Dem Nachtwächter zu Liebedeum,
Dem gab ich zehn Pfund Opium;
Drauf schlief er Jahre,
Tag und Nacht,
Und ist bis jetzt noch nicht erwacht.

Das ist die Art, wie ich kurir,
Sie ist probat, ich bürg' dafür;
Daß jedes seine Wirkung thut,
Schwor' ich bei meinem Doktorhut.

Undant ist leider der Welt Lohn,
und der „preussische Rath und Hofoculiste“ hat nun von all seiner Arbeit für die leidende Menschheit nur den Spott. Daß er die angeführten Titel alle mit Recht besaß, das sehen wir deutlich aus seinem Leichenstein.

Doktor Eisenbart ist, wie wir jetzt wissen, zu Münden, wo Werra und Fulda zusammenfließen und die Weser bilden, im Gasthof „Zum wilden Manne“ nach fünftägiger Krankheit gestorben. Es war am 11. November 1727. Und sein Leichenstein ist noch an der dortigen Negydkirche vor-

handen und zeigt uns den ganzen Mann. Oben über der Inschrift ein Wappen von zwei dicken, sehr verwunderten Engeln gehalten. Darin ein Vogel Strauß oder ein Hahn — es ist nicht völlig sicher zu stellen, was es sein soll. Dann folgt diese Inschrift:

Alhr Ruhet In GOTT Der Weiland Hoherfahrene Weltberühmte Herr Herr Joh. Andreas Eisenbart Königl. Großbritannischer und Churfürstl. Braunsch. Lüneb. Privilegirte Landarzt wie auch Königl. Preussischer Rath und Hofoculiste von Magdeburg Geborn Anno 1661 Gestorben 1727 D. 11. Novemb. Aetatis . 66 Jahr.



„Ich bin der Doktor Eisenbart.“ Gezeichnet von Th. Rodell.

holung des Gottesnamens bestanden. Ganze Nächte brachte er im Gebete zu, bis ihm und seinen Anhängern infolge des Stehens die Füße schwellen. Beten, fünfmal des Tages in verschiedenen Stellungen, Waschungen in bestimmten Formen, das war der ganze Inhalt des ältesten Islam, hervorgehoben durch das Gefühl von Rettungsbedürftigkeit. Dem Widerspruch, der sich in Mekka gegen seine göttliche Berufung erhob, vermochte Mohammed nur seine eigene Ueberzeugung entgegen zu setzen; aber er tröstete sich damit, daß auch alle früheren Propheten von ihrem Volke der Lüge geziehen worden waren. Die Mekkaner verlangten von ihm ein Zeichen; den Koran (Offenbarung), welchen der Erzengel Gabriel dem Propheten gezeigt hatte. „Laß doch Steine auf uns herab regnen,“ riefen die Mekkaner, und als er nun ihnen ein Strafgericht prophezeigte, das nicht eintraf, mußte er eingestehen, daß er im Zeitmaße sich geirrt habe, etwa so wie jene Propheten, die heutzutage so und so oft den Weltuntergang vorausgesagt haben. Mit zunehmendem Alter und als sein Einfluß bereits fest stand, als die Gemeinde seiner Gläubigen groß und mächtig geworden war, da veranstaltete der Prophet oftmals Offenbarungen zu den selbstsüchtigsten und schmächtigsten Zwecken. Ja er, der doch den einzigen Gott als Hauptgrundlag seines neuen Glaubens hinstellte, ging in seinem Hosiän auf Erfolg so weit, daß er zeitweilig, um größeren Anhang zu gewinnen, einen Theil der alten mekkanischen Götzen wieder anerkannte, nämlich die drei weiblichen Schicksalsgottheiten Dzza, Manah, Lat, die er später wieder aufgab, unter dem Vorgeben, der Satan habe ihn zu deren Anerkennung verführt. Die Offenbarungen zu den selbstsüchtigsten Zwecken mehrten sich; so verlangte seine achte Gemahlin, bevor er sie heimführte, daß die Ehe durch ein göttliches Wort anbefohlen werde, welches auf diese Bestellung hin auch nicht ausblieb. Als Mohammed den Patriarchen der Kopten in Aegypten, Malaktas, aufgefordert hatte, den Islam anzunehmen, schickte dieser mit seiner Ablehnung eine ägyptische Sklavin, Maria, als Geschenk dem Propheten zu. In diese Maria verliebte sich Mohammed so, daß er jede Rücksicht vergaß, die er seinen anderen Frauen schuldig war. Als ihn Hafsja, eine seiner rechtmäßigen Gattinnen, darüber Vorwürfe machte und ihn fragte, ob ein Bote Gottes so etwas thun könne, schwur der Prophet die Maria zu verstoßen. Einen Monat lang hielt er sein Wort, dann gereute es ihn und nun hatte er folgende Offenbarung (66. Sure): „O Prophet, warum willst Du, um das Wohlgefallen deiner Weiber zu erlangen, Dir verbieten, was Gott Dir erlaubt hat? Und Gott ist ja verjöhrend und barmherzig. Und Gott hat euch ja bereits gestattet, eure Eide zu lösen etc.“ Und damit behielt er die Maria bei sich.

So wurde aus dem jugendlichen Selbstbetrogenen in den düren Jahren ein schlauer Volksbetrüger. Um die Wunder der Offenbarung mit der Wirklichkeit zu veröhnen, wurde angenommen, daß der Wille Gottes nur dem Sinne nach dem Propheten kund werde, dieser aber Zeit behalte, den Inhalt in jene dichterische Prosa umzuformen, welche die Gemüther der Gläubigen bald so tief erschütterte, daß wiederholt fromme Mohammedaner, wenn sie unvorbereitet die Drohworte eines Koranverses vernahmen, vor Schrecken bewußtlos umfielen, ja sogar getödtet worden sein sollen. Mohammed durfte daher, um die Göttlichkeit seiner Eingebungen zu beweisen, den Zweiflern zurufen, wenn der Koran nur von ihm erdacht sei, so möchten sie es versuchen, nur ein Kapitel (Sure) zu verfertigen, das den seinigen gleiche.

Die verschiedenen Offenbarungen nun, welche Mohammed während seiner Prophetenlaufbahn verkündigte und die einzeln aufgeschrieben wurden, bilden gesammelt den Koran. Es besteht derselbe aus 114 Kapiteln oder Suren von sehr verschiedener Länge, welche zum Theil sehr sonderbare Ueberschriften tragen, wie die Kuh, das Vieh (handelt von abergläubisch verehrten Thieren), die Bienen, die Ameisen, weil diese Thiere in den betreffenden Suren genannt werden, die Feder, das Eisen, der Rauch, Er runzelt die Stirn, das geronnene Blut, der Elefant etc. Mohammeds angebliche Offenbarungen also bilden den Inhalt des Koran; so aber, wie das

Buch vor uns liegt, wurde es niemals von dem Propheten zusammen gestellt, sondern von dessen Nachfolgern, seinem Schwiegervater Abu Bekr und dem Chalifen Othman. Ersterer ließ alles, was Mohammeds Schreiber auf Pergament, Palmblättern, Schulterknochen vom Schafe, Steinen und anderen rohen Schreibmaterialien aufgezeichnet hatten und was in Mekka und Umgegend zerstreut aufbewahrt wurde, sammeln und aus wirklicher oder gehobelter Frömmigkeit ohne alle Sichtung abschreiben. Auch der Chalif Othman, welcher später eine zweite Redaction des Koran veranstaltete, trug keine Sorge für dessen innere Verbesserung und Ordnung, sondern richtete sein Augenmerk nur darauf, seine Einheit wieder herzustellen, weil schon zu seiner Zeit verschiedene Versionen des Buches in Umlauf waren, die natürlich zu heftigen Streitigkeiten unter den Gelehrten Anlaß gaben. Er ließ daher von den durch Abu Bekr gesammelten Urkunden neue Abschriften machen, in welchen die Varianten weglieben; erregte er dadurch auch Unzufriedenheit, so drang er doch durch, um so mehr als es ihm gelungen zu sein scheint, alle anders lautenden Abschriften des Koran aufzubringen und zu verbrennen und die von ihm eigenhändig geschriebenen und nach den Hauptstücken des Islam gesandten Kopien den Gläubigen aufzudrängen. An der Erhaltung der von ihm veranstalteten Copien aber, so führt Weil aus, sowie der von verschiedenen Zeitgenossen gefertigten Abschriften, ist kaum zu zweifeln. Es läßt sich daher mit Bestimmtheit annehmen, daß nach Othman keine wesentlichen Veränderungen mehr im Korantexte stattfanden.

Othman that übrigens nichts für eine systematische oder chronologische Ordnung in der Reihenfolge der Suren und Verse. Die in unserem Koran herrschende Unordnung bringt nicht nur den europäischen Leser, Laien wie Gelehrten, wenn er auch noch so genau vertraut mit dem Leben des Propheten ist, zur Verwirrung, sondern selbst die tüchtigsten muslimänischen Erklärer wissen nicht immer Rath und streiten unter einander über einzelne Verse sowohl als ganze Kapitel, bei welcher Veranlassung sie erschienen. Wie in einem ordnungslosen Haufenwert sind Erzählungen von Strafgerichten nach biblischen oder altarabischen Legenden, mit bürgerlichen Vorschriften und den göttlichen Offenbarungen durcheinander gemengt. Werden aber die Suren nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, so erlangen wir Einblick in das Wachstum und die Entwicklung des neuen Glaubens, der nur eine Umprägung jüdischer und christlicher Gedanken gewesen ist. Die Vorläufer des Propheten unter den Arabern waren die Hanjfe, welche einen Schöpfer verehrten und bei einer künftigen Auferstehung der Todten ein sittliches Strafgericht erwarteten. Mohammed nannte sich selbst einen Hanjfen, und Abraham den Stifter des Hanjenthums, welches in seinem Munde ein gereinigtes Hanjenthum bedeuten soll und dem der Name Islam gebührt, ein vieldeutiges Wort, welches den scharfen Gegensatz gegen die Gottesleugnung, wie gegen die Vielgötterei enthält. Großen Einfluß auf den Propheten hatten die ebionitischen Judenthümer zu Jerusalem und Pella, welche nur das erste Evangelium als echt anerkannten und die Lehre von der Menschwerdung wie der Erlösung verwarfen. Mohammed besuchte selbst mehr als einmal Jerusalem, er verehrte Christus und dessen Mutter, dem in der 21. Sure läßt er sich offenbaren: „Erinnere dich auch derjenigen, welche ihre Jungfräulichkeit bewahrt hatte, die wir (Gott) mit unserem Geiste angeweht und sie und ihren Sohn als ein Wunderzeichen für alle Welt machten.“

Der Prophet war anfangs auf dem Wege, eine jüdenchristliche Gemeinde unter den Arabern zu stiften. Wenn er sich, was oft geschah, irrthümlich auf die Evangelien und das alte Testament berief, rettete er sich durch die Aussucht, daß die Offenbarungen der Bibel zwar göttlichen Ursprungs gewesen, aber aus Eigennutz und Lasterhaftigkeit von Juden und Christen dermaßen verdreht und verdorben worden wären, daß sie aufs neue frisch und unverfälscht durch ihn offenbart werden müßten. Diese Duldung und Gleichberechtigung der Evangelien und des alten Testaments ließ der Prophet später auch fallen, und im Jahre 624 befahl er, daß die Richtung, in welcher

die Gebete gesprochen werden sollten (die sogenannten Kibla) nicht mehr nach Jerusalem zu, sondern nach Mekka hin sein sollte. Gegen christliche Glaubenssätze, vorzüglich gegen die Dreieinigkeitslehre, wurde die 112. Sure geistleudert.

Alles dies erklärt aber, daß der Koran reichlich mit Grund-sätzen versehen ist, die aus dem Christen- und Judenthum herübergenommen wurden. Jedenfalls bleibt als Gewinn der gemeinamen Glauben an einen einzigen allmächtigen, allgegenwärtigen, allweisen und allwissenden, gerechten und gnädigen Gott, Schöpfer und Erhalter des Weltalls. Allem Götzendienst, aller Verehrung von rohen Steinen,*) geschmückten Bäumen zc. war ein Ende gemacht. An den Glauben an einen geistigen Gott und an eine Auswahl aus dem dogmatischen Gerüst der zunächst vorausgegangenen Religionen knüpfte Mohammed seine Ordnung des moralischen Lebens. „Gerecht ist derjenige, der an Gott glaubt und an den jüngsten Tag und an die Engel und an die Schrift und die Propheten, und mit Liebe von seinem Vermögen gibt den Anverwandten und Waisen und Pilgern, überhaupt jedem, der darum bittet; der Gefangene löset, das Gebet verrichtet, Almosen spendet, der da festhält an eingegangenen Verträgen, der geduldig Noth in Unglück und Kriegsgefahr erträgt. Der ist gerecht, der ist wahrhaft gottesfürchtig.“ heißt es in der zweiten Sure.

Auf das entschiedenste verdammt der Koran Härte, Stolz, Hochmuth, Verschwendung, Geiz, Verleumdung, Glücksspiel, Gemüth heraufschender Getränke und was sonst den Menschen erniedrigen und das gesellschaftliche Leben stören kann, empfiehlt dagegen Menschenfreundlichkeit, Bescheidenheit, Nachsicht und vor allem Gottvertrauen in die Weisheit der Vorsehung. Aber der Koran umfaßt nicht bloß das religiöse, sondern auch das bürgerliche Gesetz. Und darin liegt sein großer Nachtheil, zumal gegenüber den Bedürfnissen der Gegenwart, die unter seiner Last verfeinert bleiben. Wie groß aber in letzterer Hinsicht auch die Mängel des Code Mohammed sein mögen, immerhin bleibt das Buch bewundernswerth, das vom atlantischen Ocean bis an Chinas Grenze als Gesetzbuch gebietet hat und noch immer dient.

In Nachahmung der mosaischen zehn Gebote stellte der Prophet gleichfalls zehn Vorschriften auf, nämlich: 1. Neben Gott keine anderen Götter zu erkennen; 2. Ehrfurcht den Eltern zu beweisen; 3. Kinder aus Besorgniß vor Nahrungsmangel nicht zu tödten; 4. Keuschheit zu beobachten; 5. das Leben anderer zu schonen, außer in Fällen, wo die Gerechtigkeit es anders verlangt; 6. Unverleuglichkeit des Vermögens der Waisen; 7. redliches Maß und Gewicht; 8. keine Ueberbürdung der Sklaven; 9. Unparteilichkeit der Richter; 10. Heilighaltung des

*) Doch ist die berühmte Kaaba zu Mekka noch ein solcher aus dem arabischen Heidenthum herüber genommener Meteorstein — wer aber wollte darüber den Stab brechen, der in der Metaphorverehrung und ähnlichen Auswüchsen befangen ist?

Eides und des Bundes mit Gott. (6. Sure.) Dagegen erlaubt er, der große Weiberfreund, gesetzlich vier Frauen und eine unbeschränkte Anzahl Nebenweiber. Am meisten aber trennte sich der Koran von den Geboten der anderen monotheistischen Religionen dadurch, daß er lehrte, das Schicksal eines jeden Menschen sei vorher bestimmt und aufgezeichnet: eine Lehre, die unvereinbar mit der göttlichen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit ist. Eine Folge derselben ist allerdings, daß in der islamischen Gesellschaft ein Priesterstand nicht zur Macht gelangen konnte, da er nichts zu binden und zu lösen hatte.

Für den Mohammedaner ist der Koran auch die Quintessenz und die Encyclopädie aller Wissenschaften, und jede andere Geistesrichtung ist deshalb von Grund aus zu verdammen. Nur die Koryphäen auf diesem Felde des Fortschritts haben sich der ungetheilten Achtung der Zeitgenossen erfreut, nur ihre Namen hat man vorzugsweise der Uebersetzung auf die Nachwelt würdig gefunden. Diejenigen — wie manche Araber im Mittelalter — welche von dem ausgetretenen Pfade des Koran auf den Weg der Historie oder Naturforschung einlenkten, wurden als Sonderlinge angesehen, deren außergewöhnliche Wissenseifer nur dann mit Nachsicht zu behandeln war, wenn die exacten Wissenschaften als bescheidene Nebenbeschäftigung neben dem Hauptfache des Koranstudiums und der Korananziehung hergingen. Zwar strahlte, durch Zeit und Raum uns fern gerückt, das spanische Maurenthum in Toledo, Cordova, Granada mit einem Glorienchein umgeben — allein es ist eine Ausnahme der ganzen übrigen mohammedanischen Welt in Asien und Afrika gegenüber und zeigt uns nur, wie der Islam unter europäischen Klima, inmitten der reizenden Natur Andalusiens einen völlig anderen Charakter als in seiner Wiege, Asien, annahm. Praktische Kenner der mohammedanischen Welt (wie z. B. der Reisende Bamberg) haben von der Kulturfähigkeit des Islam immer anders geurtheilt, als theoretische Beschauer, und wäre z. B. einem Gibbon das Christenthum nicht so verhasst gewesen, so wäre der Strahlenkranz seiner Glorifikation des arabischen Propheten gewiß dünner ausgefallen.

Zur Zeit seines Erscheinens, in den Morgenstunden seines Lebens, kann es von dem Koran mit Recht behauptet werden, daß er Geist und Körper auf einmal eroberte, während das Christenthum nur das Reich der Ideen suchte und von weltlicher Herrschaft abließ. Es ist daher nicht zu leugnen, daß infolge dieser Vereinigung der geistigen und weltlichen Interessen der Islam schon von Grund aus zu jenen rein humanistischen Tendenzen unfähig war, welche dem Christenthum zur Zierde gereichen. Denn eine Religion, die im Namen Gottes das Morden, Sengen und Schlachten gebietet und die den Mörder, Schlächter und Verwüster Seligkeit und paradisißchen Lohn verheißt, die konnte ihre materiellen Ziele wohl leicht erreichen, aber von wahren Humanismus konnte bei ihr doch nicht die Rede sein. R. A.

Am Familientische.

Ein Krake gefangen!

Viktor Hugo behält recht. In seinen „Meerarbeitern“ schildert er den Kampf eines Menschen mit einem Polypen, der mit seinen Fangarmen jenen umstrickt und zu erwürgen droht. „Solche Geschöpfe existiren nicht!“ riefen die Zweifler, und selbst die Männer der Wissenschaft konnten nicht genügende Auskunft geben, wiewohl sie auch nicht entschieden leugneten, daß Riesenspolypen existiren, welche wohl einen Menschen vernichten könnten. Nun, jetzt nachdem ein glücklicher Fang in Amerika gemacht wurde, nachdem im New-Yorker Aquarium das Riesengehöpfe, obgleich todt, zur Ansicht ausgestellt und von Tausenden betrachtet wird, kann von Zweifeln nicht mehr die Rede sein, wenn auch jene Meereskraken, welche ganze Schiffe vernichteten und in den Grund zogen, für immer Fabelthiere gleich dem Phönix und Einhorn bleiben dürften.

Die Meerpolypen, zu denen der Krake gehört, werden von den Naturforschern zu den Cephalopoden (Kopffüßern), einer Unterabtheilung der Mollusken gerechnet. Sie haben theils acht, theils zehn große um den Kopf gestellte mit Saugnapfartigen Saugwarzen versehene Arme, die zur Ergreifung der Beute wie zur Fortbewegung dienen. Zu diesen Thieren gehören der gemeine Seepolyp oder Aht-

fuß, der Tintenfisch oder die Sepie und auch der Nautilus. Im Innern haben sie eine Schale, eine Rückenplatte, das aus kohlensaurem Kalk bestehende Os sepia, welches, früher als Arzneimittel gebraucht, heute nur noch zu Zahnpulver und dergleichen verwendet wird. Alle diese Polypen, die theilweise als Nahrungsmittel dienen, erreichen jedoch im höchsten Falle nur eine Länge von zwei Fuß.

Aber seit Seefahrer den Ocean durchsuchen, hören wir immer schon von riesenhafteu Geschöpfen dieser Art; die Berichte waren jedoch gewöhnlich so mit Fabeln ausgeschmückt und etwas Greifbares nicht vorhanden, daß man sie bald vergaß und den Kraken oder Riesenspolypen zu der Seeschlange warf. Schon Aristoteles erzählt von einem Riesenspolypen, der fünf Ellen lang war, und Plinius berichtet von einem Riesenspolypen, der nachts an die spanische Küste kam und die Fischbehälter plünderte; sein Kopf, welchen man dem berühmten Feinschmecker Antullus verehrte, war wie ein Fuß von fünf Eimern Inhalt und seine Arme, die man kaum umspannen konnte, maßen 30 Fuß. Eine ganz besondere Berühmtheit aber erlangten die nordischen Kraken, welche Finne, der ihr Vorkommen nicht bezweifelte, wenn er sie auch nicht sah, Microcosmus marinus (Meerleinwelt) nannte. Der alte Bischof von Bergen, Pontoppidan, hatte von ihnen erzählt, daß sie sich wie

ein weites Feld von einer halben Stunde Durchmesser aus dem Meere erheben und bis 30 Fuß über die Oberfläche emporragen. In den Vertiefungen, welche die Unebenheiten des Meeres bilden, ist Wasser zurückgeblieben und in diesem sieht man Fische springen, nach und nach entwickeln sich die Hügel und Berge dieser Insel zu immer steilerer Höhe. Von innen heraus, wie die Nöhler einer Schnecke, steigen Arme empor, stärker als der stärkste Mastbaum des größten Schiffes, mächtig genug, um einen hundert Kanonen führenden Kolos in den Abgrund zu ziehen. Sie dehnen sich nach allen Seiten aus, spielen gleichsam mit einander, neigen sich zur Wasserfläche, richten sich wieder empor und haben alle Beweglichkeit der Arme eines jeden anderen Polypen." Nach ein Regiment Soldaten könne auf dem Rücken des Kraken spazieren, meint der gelehrte (im Anfang des vorigen Jahrhunderts schreibende) Bischof, der Wahres mit Falschem mischte.

Schon die Naturforscher der Cook'schen Entdeckungsexpedition in die Südsee, Banks und Solander, brachten Reste von riesigen Kraken mit, die jetzt noch in London aufbewahrt werden, und in den Museen von Utrecht und Kopenhagen werden gleichfalls Ueberreste gezeigt. Der neueste, durchaus beglaubigte Bericht kommt von dem Kapitän des französischen Kriegsschiffs „Alecton“, Bouyer, welcher am 30. November 1861 zwischen Madeira und Teneriffa einen Riesentypen im atlantischen

Am 22. September dieses Jahres wüthete an den Küsten von Neufundland ein heftiger Äquinoctialsturm, der das Meer in seinen Grundtiefen (wie man zu sagen pflegt) aufwühlte und bei dieser Gelegenheit einen monströsen Kraken bei Catalina in der Trinitätsbucht, nicht weit von St. Johns an das felsige Gestade warf. Der Schwanz des Ungethüms wurde bei dieser Gelegenheit zwischen zwei Felsen eingeklemmt, so daß der Krake, der mit seinen Fangarmen verzweifelte Befreiungsversuche machte, nicht wieder loskommen und sich ins tiefe Wasser retten konnte. Erst als das Thier von seinen Anstrengungen erschöpft war und die Flut sich zurückgezogen hatte, wagten die erfaunten Fischer von Catalina sich dem Konstrum zu nähern, das bald nach Eintritt der Ebbe starb. Nun lag der ungeschlachte Leib auf dem Trocknen, und zwei Fischer nahmen von demselben Besitz, um ihn nach St. Johns, der Hauptstadt von Neufundland, zu bringen, wo derselbe in vollkommenem gutem Zustande anlangte. Die Regierung ließ das Exzerzierhaus zur Anstellung, und von Nah und Fern strömte alles herbei, um den Riesentypen in Augenschein zu nehmen. Und ein Riese war es. Von den zehn um den Kopf gestellten Fangarmen waren zwei jeder dreißig Fuß lang und an den verbreiterten Enden mit mächtigen Saugnapfen versehen. Die übrigen acht Arme sind dagegen jeder nur elf Fuß lang und an ihrer Unterseite ganz mit Saugnapfen



Der auf Neufundland am 22. September 1877 gefangene Riesentypus.

ischen Ocean schwimmen sah. Er hatte eine Länge von 5–6 Meter, ohne die furchtbaren mit Saugnapfen besetzten etwa 2 Meter langen Arme. Seine Farbe war ziegelroth, seine am Kopfe hervor gehauenen Augen waren von schrecklicher Starrheit, das Maul, einem Papageischnabel vergleichbar, mochte etwa einen halben Meter betragen. Man schoß auf das Thier, suchte es zu harpuniren und jagte drei Stunden hinter demselben her; doch wagte man kein Boot auszulassen, das der Polyp leicht hätte umwerfen können. Doch gelang es schließlich, den Leib des Thieres mit einer Seilschlinge zu umfassen, die an der Schwanzflosse fest hielt. So suchte man es an Bord heraufzuziehen. Der Kolos erhob sich über dem Wasser, schon jubelte man über den Fang, da riß infolge des ungeheuren auf 2000 Kilogramm geschätzten Gewichts der Körper ab und verschwand im Ocean, so daß nur ein 20 Kilogramm wiegendes Schwanzstück erbeutet wurde, das man der Pariser Akademie der Wissenschaften übersandte. Diese hat das Thier auch beschrieben und *Loligo Bouyeri* genannt.

Wäre nun noch irgend ein Zweifel über das Vorkommen dieser riesigen Kraken vorhanden, so wird derselbe durch den vor wenigen Wochen erfolgten Fang eines solchen in Amerika völlig beseitigt.

besteht. Der Rumpf hat zehn Fuß Länge bei sieben Fuß Umfang, und endigt in einer quergebundenen 2 Fuß 9 Zoll breiten Schwanzflosse. Als das Thier aus dem Wasser genommen wurde, zeigte es eine dunkelröthliche Farbe, die jedoch bald verschwand und einer weißlichen Platz machte.

Wie alle Sepien besitzt es einen hornigen papageierartigen Schnabel inmitten der Fangarme, und der Gedanke, von diesen mächtvollen Armen gepackt und den gewaltigen Kiefern zum Fraße zugeführt zu werden, hat in der That etwas unheimliches. Hinter dem Schnabel stehen auf etwa acht Zoll hohen Sockeln die beiden furchterlich blickenden Augen.

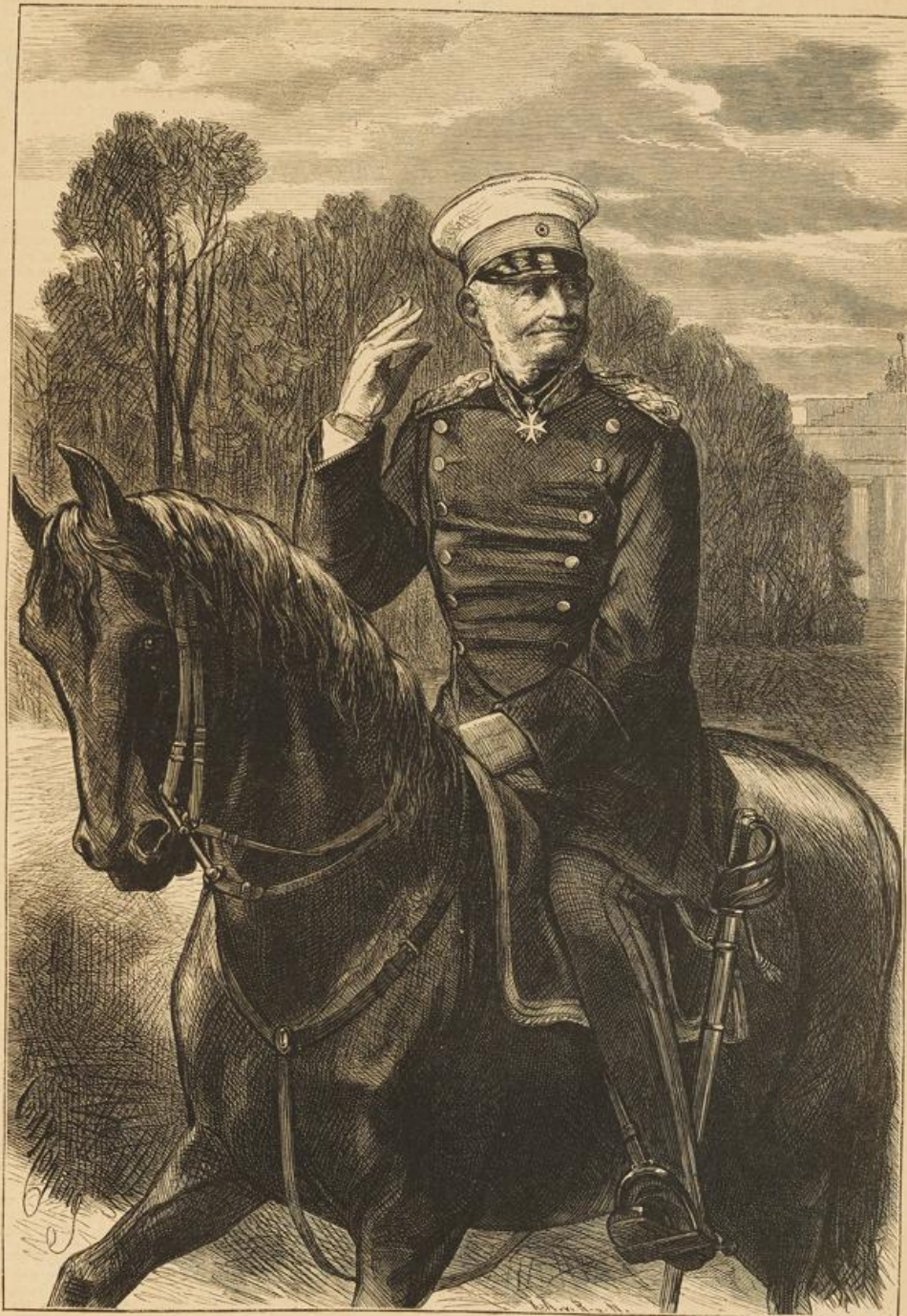
Der Krake ist seinen Findern zur Goldgrube geworden. Das New-Yorker Aquarium hat ihn für eine hohe Summe angelauft und dort ist er nun in einem 25 Fuß langen Glaskasten in Spiritus wohlfonerviert aufgestellt.

Zweifel sind jetzt nicht mehr erlaubt — der Riesentypus existirt, und den Männern der Wissenschaft liegt es jetzt ob, ihn näher zu beschreiben.

Th. M.

Inhalt: Unser Graf. (Fortsetzung.) Erzählung von Theodor Hermann Pantenius. — Der Dorisyring. Gemälde von C. Knaut. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848–50. VI. — Vater Byangel. Von B. v. Danheim. Mit Porträt in der Beilage. — Zum Andenken an Dr. Eisenbart. Zu dem Bilde: „Ich bin der Doktor Eisenbart.“ Von Th. Kocholl. — Der Koran. Von H. A. — Am Familientische. Ein Krake gefangen! Mit Illustration.

Verleger: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Generalfeldmarschall Graf von Wrangel in seinem dreiundneunzigsten Lebensjahre.

Geb. 13. April 1784, gest. 1. November 1877.

Gezeichnet von Karl Röhling.

Aus dem Papierkorb des Daheim.

Abfälle und Einfälle aus der Woche für die Woche.

Vom alten Wrangel.

Im Hauptblatt finden unsere Leser eine eingehende Würdigung der Bedeutung, welche der verlorbene Generalfeldmarschall Wrangel als Soldat und Staatsmann für Preußen und Deutschland hatte. An dieser Stelle sei nur des lebenswürdigen Originals gedacht, das in hunderten von Anecdoten noch lange im Volke fortleben wird. Auch diese verdienen es, der Vergessenheit entrissen zu werden, denn in ihnen drückt sich, selbst wenn sie nur erfinden sind, der Geist des Mannes nicht weniger aus, als in seiner Beteiligungs an Haupt- und Staatsaktionen.

Ein Freund unseres Blattes hat in den nachfolgenden Zeilen den Versuch gemacht, eine Anzahl dieser Anekdoten für die Leser des Daheim zusammenzustellen. Dem Einen wird vielleicht diese, dem Anderen jene schon bekannt sein, immerhin wird man nun auch sie ebenso gern wieder einmal lesen wie die noch neuen.

Wir beginnen mit dem Zeitabschnitte, von welchem ab der Name Wrangel im Munde des Volkes lebt. Anfanglich wurde er keineswegs mit Gefühlen der Liebe und Verehrung genannt; im Gegenteil nicht selten unter Verwünschungen und Drohungen.

Die Bevölkerung Berlins, in ihren tiefsten Tiefen von der Umsturzpartei aufgeregt, welche damals schon denselben Tendenzen huldigte, welche sie heute zur Schau trägt, bekam die Anwesenheit des alten Soldaten bald genug zu fühlen. Seine Popularität aber stand noch sehr unter dem Gefrierpunkt, und am liebsten hätte man kurzen Prozeß mit ihm gemacht. Das hielt ihn aber nicht ab, sich ohne jeden weiteren Schutz, als seine Persönlichkeit und sein Witz ihm verfiel, sich unter die aufgeregte Menge zu begeben, wenn er es für nötig hielt. Als er eines Tages zu Wagen einen Besuch in der Beerensiräße machte, wurde seine Couisaage erkannt. Alsbald sammelte sich eine tobende und lärmende Menge, die augenscheinlich nichts Gutes im Schilde führte, vor dem Hause, vor welchem der Wagen hielt. Aber Wrangel wies alle Warnungen mit den Worten: „Ich kenne meine Berliner!“ zurück, und trat sichtslos unter die Menge, welche ihn mit wilden Drohungen und emporgeschobenen Knütteln empfing. Zufällig stand dicht an der Hausthür ein kleines Mädchen, welches Weidensträußchen in einem Körbchen feilhielt. Der alte Herr drückte den Rinde eines Thalers in die Hand und ergriff das Körbchen von den Sträußchen. Darauf auf den wüthendsten seiner Gegner zu tretend, redete er ihn an: „Grüßen Sie Ihre liebe Frau von mir, und nehmen Sie ihr dies Sträußchen mit“; dann zu den anderen gewendet, fuhr er fort: „Sie auch, Sie auch, und Sie auch!“ Er hatte noch nicht die Hälfte seiner Sträußchen vertheilt, als sich das Wuthgeschrei in jubelnden Ruf verwandelt hatte. Unter dem Rufe: „Wrangel soll leben!“ rollte er in seinem Wagen unbedrängt davon. Ja, Papa Wrangel konnte seine Berliner.

Aber so ganz war denn doch nicht auf sie zu bauen. Die Zeiten waren furchtbar erregt, und die Frechheit des Gefindels eine ungläubliche geworden. Unter diesen Umständen war es gewiß gerechtfertigt, wenn Wrangel sich in fester Sorge um die Sicherheit seines königlichen Herrn befand. Derselbe residierte damals in Charlottenburg, weil der Aufenthalt in Berlin ihm verleidet war. Ungeachtet der dringenden Vorstellungen, welche seine Umgebung ihm machte, liebte er es, sich einsam zur Nachtzeit im Schloßgarten zu ergehen. Niemand durfte ihm folgen. Und wie leicht konnte ein Menschler einschleichen, trotz der Postenlinie mit welcher der Park in weitem Bogen umgeben war. Dies ließ dem alten Wrangel, der über die Sicherheit seines Königs zu wachen hatte, keine Ruhe. Nacht für Nacht ritt er von Berlin nach Charlottenburg, um die Posten selbst zu revidiren, und ungeachtet des ergangenen Verbotes nicht selten dem einsam wandernden Könige von ferne zu folgen.ehrte der König um, so schliefte er schlummend in das Gefängnis. Einmal aber verlor er es doch. Der König, welcher eine dauernsufordende Bewacht bleiben, ohne zu wissen, wer sich in seiner Nähe befand, rief: „Stehen bleiben.“ Wrangel aber lief davon, wie ein entrappter Schulbube, und erst, als der König seinen Befehl wiederholte, gemann er es über sich, zu gehorchen. Gerührt über die Sorge und Treue des sonst so eiteln Mannes, welcher jetzt ängstlich seinem Herrn gegenüberstand, reichte ihm dieser die Hand.

Geschähet war der alte Wrangel als Inspektor. Seinem scharfen Auge entging nichts, auch nicht die kleinste Ungehörigkeit. Kurzweil das ertheilend, aber stets bei der Hand mit scharfem Tadel, forderte er das Unmögliche, damit das Mögliche erreicht werde. Sarkastische Bemerkungen, welche in wenigen Worten oft ein vernichtendes Urtheil enthielten, trafen den Unfähigen, empfindliche Strofen den Nachlässigen. Einmal inspicirte der alte Herr die detachirte Eskadron eines Dragonerregimentes, welche in einer kleinen märkischen Garnisonstadt stand, welche wir nennen könnten. Auf deren Übungsplätze angekommen, ließ er sich die Eskadron zu Einem abgedroschen, wie es mit dem Kunstausbrüche heißt, vorreiten. Die Dragoner ritten schlecht, und der Rittmeister sah im Gesichte des alten Wrangel die Vorboten eines heraufziehenden Ungewitters. Sich ein Herz fassend, hat er unter Anführung einiger Entschuldigungsgründe um die Entlassung, die Eskadron nochmals vorführen zu dürfen. Die Genehmigung wurde ertheilt. Aber es ging noch schlechter als zuvor. Kupfschüttelnd legte der alte Wrangel dem Rittmeister die Hand auf die Schulter, indem er sagte: „Ich bin recht thöricht gewesen; wissen Sie auch warum, Rittmeister?“ und als dieser betreten schwieg, fuhr er fort: „Na, ich will es Ihnen sagen: weil ich mir Ihre Schweinerei zwei Mal angesehen habe.“

Bei einer andern Gelegenheit rief der alte Herr mit scheinbar erübnem Gesichte dem Eskadronchef zu, indem er auf ein belästigtes Pferd deutete: „Rittmeister, wer hat das Pferd gefattelt? Die Sattelung ist ja falsch!“ Belegen bemerkt der Rittmeister, er habe seinem Lieutenant aufgetragen, die Sattelung nachzusehen. Der Lieutenant sucht die Schuld auf den Unteroffizier des Verittes zu schieben, und dieser endlich auf den Dragoner, dem das Pferd gehörte. An letzteren wandte sich Wrangel mit der Frage: „Also Du hast das Pferd gefattelt?“ „Zu Befehl, Excellenz!“ lautete die prompte Antwort. „Na, ist das Pferd denn richtig gefattelt?“ fragte der Alte weiter, und sofort ertönte wieder ein kräftiges: „Zu Befehl, Excellenz!“ „Na ja, mein Sohn“, erwiderte hierauf der alte Herr, „ich wollte auch nur sehen, ob die Herren beurtheilen können, ob ein Pferd richtig gefattelt ist oder nicht.“

Bei der Inspicirung eines Dragonerregimentes nahm der alte Herr auch

die Regimentskammer in Augenschein. Einer der anwesenden Offiziere sprach mehrere Male von „Sätteln“, worauf Wrangel verbessernd bemerkte: „Lieutenant, die Dragoner haben keine Sättel, die haben „Böde.“ Gleich darauf wurde ein Signal geballen, und Wrangel wandte sich mit der Frage an denselben Offizier: „Lieutenant, was ist das für ein Signal?“, worauf dieser zu antworten wagte: „Es bläst zum Boden, Excellenz.“ Gelassen entgegnete Wrangel: „Der Witz ist gut, mein Sohn, kostet aber drei Tage.“

Das Dienstreglement hielt der alte Herr heilig wie das Evangelium. Der Dienst des Soldaten setzt sich aus vielen scheinbaren Kleinigkeiten zusammen, deren jede aber unentbehrlich ist, um ein tüchtiges Ganges zu schaffen. Das mußte Niemand besser, als der alte Wrangel, und deshalb war er unerbitlich streng, wo sein scharfes Auge den kleinsten Verstoß erblühte. Einen Offizier, der einen sehr starken Barbouchs hatte, und von dem er glaubte, daß er sich nicht zum Inspicirungstage rasirt habe, schickte er in Arrest, und als er ihn im nächsten Jahre mit demselben schwarzbauen Schimmer am Kinn wiedertraf, ungeachtet die Säuberung desselben auf das Sorgfältigste vorgenommen worden war, brach er in die Worte aus: „Ich habe Anstand mit Ihnen, daß ich nie Ihren Barbierstag treffe.“ Einen anderen Offizier, der, in der That unrasirt, zu einer dienstlichen Meldung kam, fragte er: „Was sind Sie?“ Auf die Antwort: „Ich bin Lieutenant in dem 12ten Regiment“ erfolgte dieselbe Frage mit erhobener Stimme, und als der Gefragte verlegen schwieg, fuhr der Alte fort: „Wenn Sie nicht wissen, was Sie sind, will ich's Ihnen sagen — nicht barbirt sind Sie.“

Regelmäßig ließ sich Wrangel bei Inspicirungen die Landwehroffiziere vorstellen, wenn solche zum Dienste kommandirt waren, und pflegte sie nach ihrem Namen, ihrer Civilstellung und nach dem Truppentheil zu fragen, bei welchem sie eingetreten waren. „Wie heißen Sie?“ begann er sein Examen mit einem derselben. Antwort: „Schulze.“ — „Wo haben Sie gedient?“ Antwort: „Beim zweiten Garderegiment.“ — „Was sind Sie in Ihrer Civilstellung?“ Antwort: „Oekonom,“ aber,“ fügte der Gefragte mit wilderter Miene hinzu: „Ich bin im Begriff, mich anzukaufen.“ Im nächsten Jahre erhielt Wrangel von demselben Offiziere ganz dieselbe Antwort, und als er ihn in darauffolgenden Jahre wieder traf, trat er mit den Worten auf ihn zu: „Sie heißen Schulze, haben im zweiten Garderegiment gedient, und sind noch immer im Begriff, sich anzukaufen.“ — Von einem anderen Landwehroffizier erhebt er auf die Frage: „Was sind Sie?“ die Antwort: „Appellationsgerichtsassessor.“ Der alte Herr, dem dieser ungewöhnliche Titel wohl noch nicht aufgefallen sein mochte, so alt er auch geworden war, fragte mit ganz erhauntem Gesichte weiter: „Haben Sie auch Schulbildung genossen?“ und als die Antwort: „Zu Befehl, Excellenz“ erfolgte, wandte er sich mit den Worten: „Das macht Ihnen alle Ehre!“ zum nächsten.

Als Wrangel eines Tages unermüthet, wie er glaubte, in einem Städtchen anlangte, um die dort in Garnison befindliche Eskadron zu inspiciren, stand dieselbe wenige Minuten nach erfolgtem Signale, vollständig und in schönster Ordnung auf dem Marsplatze. Das schien dem alten Herrn nicht mit rechten Dingen zuzugehen, und er tauschte sich nicht, denn man hatte seine bevorstehende Ankunft auf irgend eine Weise erfahren. Er ließ sich aber nicht merken, lobte die ihm vorgeschriebenen Leistungen in ganz ungemessener Weise, und reiste ab, aber nur, um nach einigen günstigen Erfolge. Zu diesem hatte das Alarmsignal keineswegs den gleich gültigen Erfolg. Im Gesichte der wackeligen Sicherheit hatte man es sich besonnen gemacht, und es dauerte sehr lange, viel zu lange für die Anforderungen des alten Wrangel, bis die Eskadron wieder versammelt war. „Seht Ihr wohl“, sagte derselbe, „der Alte läßt sich nicht dumm machen,“ und frug wieder in den Wagen.

Bekannt ist die Korolche, welche der alte Herr für hübsche Feuertenscherter hegte. Jedes halbwegs hübsche Mädchen konnte sicher sein, einen freundlichen Gruß, einen Aufhänger zu erhalten. Photographiren sie mir mal die kleine Blau“, rief er, lüthig mit den Augen winkend, dem Hofphotographen Stelle zu, als dieser bei einer Hofsoad im Grunewald mit der Aufnahme eines Gruppenbildes beschäftigt war, indem er auf ein hübsches Mädchen in blauem Kleide deutete, das sich unter den Zuschauern befand. — In einer kleinen Stadt wurde ihm einst ein feierlicher Empfang bereitet, bei welchem auch die weiblichleiden Jungfrauen“ natürlich nicht fehlen durften. Ihre Anzahl und die räumlichen Verhältnisse brachten es mit sich, daß man sie in zwei Reihen aufstellen mußte. In die vorderste Reihe brachte der Feldordner die hübschesten, die minder hübschen in die zweite. Der alte Herr unterließ es nicht, jede der Festjungfrauen mit einem verhassten Kusse zu beglücken; als er aber an die zweite minder hübsche Reihe kam, sagte er zu dem Grafen Gulesburg, seinem damaligen Adjutanten: „Gulesburg, küssen Sie weiter!“

Im Jahre 1864, als Wrangel bereits in einem Alter stand, in welchem andere Sterbliche von dem Leben Abschied nehmen, war er noch thätigsteig genug, um den Oberbefehl über die gegen Dänemark operirende Armee zu übernehmen. Eines Morgens bei einem Reconoscirungsaufzuge, wurde ihm der alte Herr halblaut, halb zu sich selbst, halb zu seinem Gefolge gewendet, zu oft wiederholten Malen: „Deute wird der Alte todgeschossen, heute wird der Alte todgeschossen.“ Man kam bis an die dänischen Vorposten, welche Kleinerechreiter auf den General und sein Gefolge eröffneten. Der alte Herr hielt ruhig eine Zeit lang im Feuer. Alsdann wandte er sein Pferd langsam um, indem er zu seinen Begleitern sagte: „Wer Lust hat, kann weiterreiten; der Alte kehrt um.“ — Etwas gekränkt darüber, daß der Oberbefehl auf den Prinzen Friedrich Karl überging, kehrte der alte Herr nach Berlin zurück. Um ihn umzustimmen, stellte der König ihm frei, sich eine Belohnung für die geleisteten Dienste zu wählen, indem er sagte: „Aun, lieber Wrangel, wie soll ich Ihnen danken? Graf sind Sie, Feldmarschall auch; meine höchsten Orden haben Sie; wählen Sie selbst.“ Da soll der Alte glücklich und vergnügt ausgerufen haben: „Befehlen Euer Majestät, daß die königlichen Hoheiten mir Dank nennen!“ Im Ernste grollen konnte er mit seinem Herrn und König überhaupt nicht. Dazu war er ein viel zu treuer Unterthan und ein viel zu guter Soldat, der erst gehorchen gelernt hatte, ehe ihm Gelegenheit zum Befehlen gegeben wurde.

Diermit schließen wir unsere anspruchslosen Mittheilungen, wie wir sie theils selbst erlebt haben, theils im fröhlichen Freundeskreise erzählen hörten, und wie sie im Volke zu Hunderten von Munde zu Munde umlaufen. Mögen sie so harmlos aufgenommen werden, wie sie erzählt sind.

*) Die Geschichte hat der Verfasser aus dem Munde eines Adjutanten Wrangel's.